POUR LE MERITE

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ELFTER BAND
1972/73

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS IM THEATER DER STADT BONN 31. MAI 1972

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Exzellenzen, Meine Herren Minister und Abgeordneten,
Herr Oberbürgermeister, Magnifizenz,
Sehr verehrte Damen, meine Herren!

Der heutige Tag trägt kein ganz belangloses Datum für den Orden. Es sind nämlich genau 130 Jahre seit seiner Gründung vergangen, denn am 31. Mai 1842 hat Friedrich Wilhelm IV. den Orden gestiftet und Alexander von Humboldt sein Amt als Ordenskanzler angetreten. Wir freuen uns daher, daß trotz der bewegten Zeiten wieder so zahlreiche Gäste zu der Öffentlichen Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste hierher nach Bonn gekommen sind. Namens des Ordenskapitels begrüße ich Sie.
Zunächst gilt mein Wort Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident, der Sie Protektor unseres Ordens sind. Wir haben alle sehr wohl in der Zeit, die seit Ihrer Übernahme des höchsten Staatsamtes in der Bundesrepublik Deutschland verflossen ist, gespürt und erfahren, daß Sie nicht nur auf Grund unserer Statuten Protektor des Ordens sind, sondern daß Sie dem Bestehen und der Sache des Ordens Ihr ganz persönliches Interesse

entgegenbringen. Sie kennen so gut wie alle Mitglieder des Kapitels, und mit vielen von uns haben Sie Gespräche geführt, aus denen deutlich wurde, welchen Anteil Sie an unseren Plänen, aber auch an den Sorgen, die uns bewegen, nehmen. Dafür danke ich Ihnen und heiße Sie hier im Namen des Ordens willkommen.

Sodann begrüße ich als Vertreter des Herrn Bundesministers des Innern Herrn Staatssekretär Rutschke. Wir wissen, daß dieses Ministerium in der Betreuung des Ordens nicht nur eine routinemäßige Pflicht sieht, sondern daß es sich mit den Angelegenheiten des Ordens stark verbunden fühlt. Mit diesem Hause und den Damen und Herren, die dort unsere Interessen vertreten, vor allem Herrn Dr. Gussone, besteht eine ebenso gute Zusammenarbeit wie mit dem Bundespräsidialamt. Dafür danken wir Ihnen.

Ferner begrüße ich den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, Professor Dr. Carlo Schmid; den Altbundeskanzler Professor Dr. Erhard; den Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Herrn Dr. von Dohnanyi; Sr. Eminenz Kardinal Frings; die Vertreter der Kirchen und den Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland; die Angehörigen des Diplomatischen Corps; die Herren Abgeordneten des Bundestages und der Landtage; und als Vertreter der Kriegsklasse des Ordens, Herrn Steinbauer. Besonderer Gruß gebührt dem Herrn Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Herrn Peter Krämer, der uns auch diesmal dieses Haus zur Verfügung gestellt hat. Unter den bestehenden Umständen sind wir dankbar, daß wir uns in diesem Raum versammeln können, und zwar zum fünften Mal, so daß er uns fast schon vertraut geworden ist.

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste hatte, obgleich der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sein

erster Protektor war, von Anfang an inländische und ausländische Mitglieder, wobei unter inländisch keineswegs etwa nur Preußen zu verstehen war, sondern ganz Deutschland. Schon im Jahre der Gründung gehörten Gelehrte und Künstler aus acht europäischen Ländern dem Orden an. Beide – die inländischen und die ausländischen Mitglieder – bilden eine Einheit, sie machen den Orden aus, und beide werden nach den gleichen, unveränderlichen Grundsätzen der freien, keinerlei Bevormundung unterliegenden Kooptation gewählt. Es versteht sich daher von selbst, daß nicht nur bei den internen Zusammenkünften des Kapitels – wie zum Beispiel in Konstanz vom 14. bis zum 16. April dieses Jahres –, sondern auch bei der öffentlichen Sitzung des Ordens stets ausländische Mitglieder zugegen sind. Heute habe ich die Freude zu begrüßen: Herrn FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF aus Brüssel, Herrn ALBIN LESKY aus Wien und Herrn CARL ZUCKMAYER aus Saas-Fee. Viele ausländische Mitglieder haben Grüße gesandt. Aus der Grußbotschaft derer, die in den allerletzten Jahren hier bei uns waren – ich nenne ALVAR AALTO in Helsinki, STEPHAN KUTTNER in Berkeley und GEORG OSTROGORSKY in Belgrad – spricht eine besonders rege Verbundenheit mit dem Orden.

Am 6. April ist der Altbundespräsident Heinrich Lübke gestorben. Am 13. April hat eine Trauerfeier für ihn im Bundeshaus stattgefunden, wobei der Orden vertreten war. Heinrich Lübke war während seiner Amtszeit zehn Jahre lang Protektor des Ordens, dessen Wohl und Gedeihen ihm – in Wahrung und Pflege der durch Theodor Heuss geprägten Form dieser Verpflichtung – sehr am Herzen lag. In guten, aber auch in kritischen Tagen hat er an unseren Veranstaltungen teilgenommen und sein Verständnis für Sinn und Ziel des Ordens vielfach bewiesen. Das Kapitel wird nicht vergessen, was er für den Orden

bewirkt hat. Es wird sich daher Heinrich Lübkes immer in Dankbarkeit erinnern.
Wir haben bereits gestern Nachmittag in einer internen Kapitelsitzung der Toten ehrend gedacht, die für uns nicht nur Mitglieder des Ordens waren, sondern denen wir nahestanden, ja mit denen manche von uns wirkliche Freundschaft verband. Seit unserer letzten Zusammenkunft am 26. Mai 1971 haben wir verloren:

Den Philologen Sir Maurice Bowra in Oxford,
Den Theologen Gerhard von Rad in Heidelberg,
Den Romanisten Walther von Wartburg in Basel.

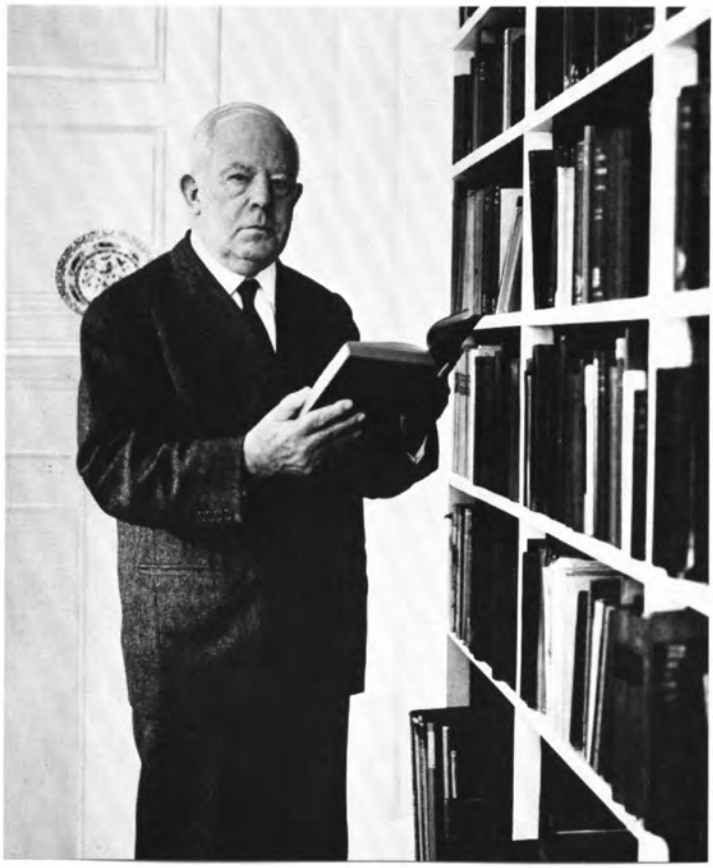
Ihnen gelten nachher besondere Worte des Gedenkens. Die unter uns weilenden Angehörigen der Verstorbenen – Frau Luise von Rad mit ihren Kindern und Frau Engelsmann, Tochter des Herrn von Wartburg, mit ihren beiden Söhnen, begrüße ich bewegten Herzens, versichere sie unserer Verbundenheit, aber auch unseres Stolzes darüber, daß wir Gerhard von Rad und Walther von Wartburg zu uns zählen durften.
Unser Orden begreift, soweit das in seiner Einsicht und in seinen Möglichkeiten liegt, die Wissenschaften *und* die Künste ein. Im Einvernehmen mit den Herren Vizekanzlern habe ich daher je ein Ordensmitglied aus diesen beiden Gebieten für heute eingeladen: Herrn Konrad Lorenz zu einem Vortrag über »Die Naturwissenschaft vom menschlichen Geiste«, ein Thema, mit dem ohne Zweifel ein ebenso hochwichtiges wie unserer Zeit besonders gemäßes Problem aufgeworfen wird, über das viele mehr denn je nachdenken, und Herrn Carl Zuckmayer zu einer Lesung aus einem neuen Werk. Dieser Wunsch entstand nicht nur aus der Vertrautheit mit vielen Schöpfungen des von uns verehrten Schriftstellers und Dich-

ters, nicht nur aus der bei allen, die damals daran teilhaben konnten, starken Erinnerung an den schönen Vortrag vor einigen Jahren über die Brüder Grimm, sondern auch aus der zugleich ernsten und fröhlichen Stimmung im Januar 1972 in Amriswil im Thurgau, wo ich Carl Zuckmayer die Glückwünsche des Ordens zum 75. Geburtstag überbringen konnte.
Ich gebe nun den Rednern das Wort, und zwar zunächst den Herren Lesky, Rahner und Friedrich für die Gedenkworte und dann den Herren Lorenz und Zuckmayer für Vortrag und Lesung.

Am Ende gab der Ordenskanzler bekannt, daß das Kapitel in seiner internen Sitzung am 31. Mai 1972 den Landschaftsgestalter WALTER ROSSOW und den Maler FRITZ WINTER als inländische Mitglieder in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt habe. Dann schloß er im Einvernehmen mit dem Herrn Bundespräsidenten die Sitzung.

SIR CECIL MAURICE BOWRA

8. 4. 1898 – 4. 7. 1971



C. M. Bowra.

Gedenkworte für

SIR CECIL MAURICE BOWRA

von

Albin Lesky

Der 9. Band der Reden und Gedenkworte mit den Berichten über die öffentlichen Sitzungen des Ordenskapitels in den Jahren 1968 und 1969 enthält zwei Bilder mit der Überreichung des Ordenszeichens an Sir Maurice Bowra in der Londoner Botschaft der Bundesrepublik. Damals dachte wohl niemand daran, daß ein großes Gelehrtenleben seinem Ende schon so nahe wäre. Am 4. Juli 1971 ist dieser große Europäer von uns gegangen, der seinen Lebensweg am 8. April 1898 im fernen Osten in Kiukiang am Ufer des Yangtsekiang begonnen hatte. Sein Vater war dort, wie schon sein Großvater, im chinesischen Zolldienst tätig gewesen. Damals schon mag in die Seele des Knaben der Funke jener *historiē* gefallen sein, die unersättlich nach dem Wesen der Menschen und ihren Schöpfungen fragt. Führte auch bereits das Jahr 1903 Bowra in die englische Heimat seiner Familie, so hat er den Osten doch noch zweimal,

1909 und 1916, aufgesucht. Die dramatische Rückkehr von der zweiten Reise führte ihn durch ein hungerndes Petrograd am Rande der Revolution, das für ihn aber den Beginn seiner russischen Studien bedeutete. Denn dieser Mann, den die klassische Philologie mit Stolz für sich in Anspruch nimmt, hat mit seinem Interesse und seinem Schaffen weit über ihre Grenzen hinausgegriffen. Der *logos* im Namen seiner Wissenschaft bedeutete ihm nie das um seiner selbst willen aufzusuchende Wort, sondern immer die Objektivierung menschlichen Denkens in seiner faszinierenden Vielfalt. Aus seinen russischen Studien ging später (1945) *The Book of Russian Verse* hervor, das eine große Zahl seiner eigenen Übertragungen enthält.

Bowra kehrte in schwerer Kriegszeit heim, hatte vom August 1917 an seinen Kriegsdienst an der französischen Front zu leisten und konnte erst nach dem Ende des Krieges seine Studien aufnehmen. 1922 war ein Schicksalsjahr in seinem Leben. Damals wurde er Tutor und Fellow am Wadham College, das *sein* College werden sollte. Über den Dean und Senior Fellow führte sein Weg zum Proctor, und 1938 wurde der erst 40jährige zum Warden gewählt, als der er bis 1970 wirkte. Alle, die ihn kannten, bezeugen ihm eine weit über korrekte Amtsführung hinausgehende Verbundenheit mit seinem College. Die Menschen, die er dort zu führen hatte, waren es, die diesen großen Freund der Jugend an die Stätte seines Wirkens banden.

Der 1951 Nobilitierte wurde im selben Jahre Vice-chancellor der Oxforder Universität, was er bis 1954 blieb. Und wieder wird ihm bestätigt, daß er seinem Amt durch seine Persönlichkeit, seinen Geist und seine rasch zugreifende Energie ein eigenes Gepräge gab.

Einer Zeit, die eine minutiöse Arbeitsstunden-Mathematik ausgebildet hat, muß es ein Rätsel erscheinen, wie dieser ob seines

administrativen Wirkens bewunderte Mann ein kaum übersehbares wissenschaftliches œuvre geschaffen hat. Hier beobachten wir einen merkwürdigen Gegensatz: während Sir Maurice in nicht wenigen seiner Werke weit über den Bereich der klassischen Philologie hinausgegriffen hat, zeigen seine diesem Gebiet angehörenden Arbeiten eine deutliche Konzentration auf die Hochleistungen großer Dichtung: Homer, Pindar, die Tragödie, das sind die Sonnen, um die sein Schaffen ständig kreiste. Noch sein letztes, im vorigen Jahre publiziertes Buch gilt dem Perikleischen Athen, in dem die griechische Kultur in einer glücklichen Weltstunde kulminierte. Die Zeiten, in denen die Rhetorik das hellenische Schrifttum mehr und mehr beherrschte, haben Sir Maurice weniger angezogen, obwohl – oder sagen wir besser: weil er selbst ein großer Meister des gesprochenen Wortes war.

An eine Gesamtübersicht über das von Sir Maurice Geschaffene ist hier nicht zu denken. Es sei erlaubt, an einer einzelnen Leistung den Elan und die Tragweite seiner Forschungen sichtbar zu machen.

1930 erschien sein Buch *Tradition and Design in the Iliad*. Es gibt kaum ein anderes Beispiel für einen Buchtitel, der in gleichem Maße ein ganzes, alte Irrtümer zerstörendes, neue Wege eröffnendes Programm enthielte. Als dieses Buch erschien, war das Feld der Forschung weithin von einer Analyse beherrscht, die in immer neuen Varianten hinter der Ilias einzelne Dichter greifbar machen wollte, deren Schöpfungen schließlich ein Mann zusammenfügte, dessen Wertung zwischen der eines immerhin leidlichen Dichters und eines stümperhaften Redaktors schwankte. Sir Maurice hat mit der Anwendung von Kategorien, die aus einer modernen Redaktionsstube zu stammen scheinen, radikal Schluß und mit dem Gedanken Ernst ge-

macht, daß den homerischen Epen, wie wir sie lesen, eine über Jahrhunderte zurückreichende, mündlich tradierte Heldendichtung vorausgegangen ist, von der vieles – sprachlich sowohl wie im Motivbestand – in die Ilias einging. Die Großform des Epos aber, die uns erhalten blieb, ist Kunstdichtung, hinter der die Züge einer genialen Dichterpersönlichkeit sichtbar werden, der wir heute mit Zuversicht wieder den Namen Homer geben.

An das Buch aber, mit dem Sir Maurice eine breite Bresche in festgefahrene Meinungen und Methoden schlug, lassen sich die beiden Richtungen anschließen, die heute weithin die Homerforschung bestimmen. Damals hatte Milman Parry bereits die erste einer Reihe von Arbeiten veröffentlicht, die immer stärker die traditionellen Elemente in den Vordergrund rückten und schließlich zu der einseitigen Auffassung des homerischen Epos als einer rein mündlichen Dichtung führten. Aber in ihr sind eben *tradition* und *design* wirksam, wie dies Sir Maurice gezeigt hat.

Die Erfüllung der Aufgabe, die der zweite Teil des Buchtitels bezeichnet, brachten im Jahre 1938 die *Iliasstudien* von Wolfgang Schadewaldt, die einem neuen Abschnitt der Forschung sein festes Fundament gaben. Die mit dem Formelgut mündlich tradierter Dichtung arbeitende Richtung und jene andere, die den großen Baumeister und persönlichen Gestalter aufsucht, mögen dem flüchtigen Blick wie Gegenpole erscheinen, daß es sich in Wahrheit um eine fruchtbare Spannung, um die heraklitische Harmonie des Bogens und der Leier handelt, können wir von Sir Maurice lernen.

Stets hat er um die Bedeutung der schöpferischen Persönlichkeit gewußt, das zeigen im besonderen Maße seine *Greek Lyric Poetry* (1936, 2. ed. 1961) und sein *Pindarbuch* (1964). Er

hat sich aber andererseits nie der Einsicht verschlossen, wie stark der große Einzelne von den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit mitbestimmt ist. Lange bevor der große Aufbruch in die Soziologie einsetzte, hat Sir Maurice die Frage nach der Struktur der Gesellschaft gestellt, in der das alte Epos seinen Boden fand. Dabei wurde sein Blick rasch über die Umgrenzungen seines Faches hinausgeführt, ein geradezu immenses, über die ganze Welt verstreutes Material bot sich seiner Frage dar, und so entstand das 1952 veröffentlichte Werk *Heroic Poetry*. Es wäre ein Mißverständnis zu glauben, jenes Zerrbild des heroischen Menschen, das in unseligen Zeiten Verwirrung stiftete, hätte für Sir Maurice etwas bedeutet. Was er in weit ausgreifender Forschung suchte, war die Struktur einer Gesellschaft, deren Vorstellungswelt weitgehend von dem Bild einer größeren Vergangenheit mit größeren Menschen bestimmt war. Glänzend hat seine *Earl Grey Memorial Lecture* von 1957 die Grundzüge einer solchen durchaus retrospektiven Vorstellungswelt entwickelt und ihren Ursprung in bestimmten Schicksalen der Völker gezeigt: Katastrophen in den Zeiten großer Wanderungen, der Niederbruch politischer Systeme, die Auflehnung gegen den Druck einer Priesterkaste konnten ein aus schattenhaften historischen Erinnerungen und eigenen Wunschträumen gewirktes Bild einer größeren Vergangenheit hervorrufen. Auch dessen positive Bedeutung für die Emanzipation des Individuums hat Sir Maurice in das richtige Licht gestellt.

Wir haben im Vorhergehenden ein oder das andere Buch kurz erwähnt. Muß auch vieles ungenannt bleiben, so sei doch wenigstens an seine Übertragung Pindarischer Oden, ein frühes Werk (1928), und an seine Bücher zu modernen Literaturen erinnert. An *The Heritage of Symbolism* (1943) etwa oder an

das von Pasternak besonders gelobte *Creative Experiment* (1949).

Sein Können reichte wahrhaft, um den Titel eines anderen seiner Bücher zu zitieren, *From Virgil to Milton* (1945) und noch weit über diesen Rahmen hinaus.

Er hat auch bei einer besonderen Gelegenheit einen deutschen Essay geschrieben, und wir möchten davon sprechen, weil wir keinen für die Noblesse seiner Persönlichkeit charakteristischeren Zug kennen. Im Jahre 1936 erschien eine Ausgabe von Sapphos Gedichten mit einer Übersetzung, die wenig ihresgleichen hat. Aber es war das Jahr 1936, und das Buch mußte ohne den Namen Ernst Morwitz auf dem Titelblatt erscheinen. Dort durfte nur die Einleitung von Cecil Maurice Bowra genannt werden, und ihm ist es zu verdanken, daß diese wertvolle Übertragung erscheinen konnte. Seine Einführung enthält im Zusammenhange mit einer feinsinnigen Würdigung der größten Dichterin des Abendlandes die kluge Bemerkung, daß weder das Englische noch das Französische die wechselnden Klangfolgen und lebhaften Versmaße nachzubilden vermöchten. Anders das Deutsche mit seiner nachdrücklichen Silbenbetonung und seiner reichen Biegsamkeit. Ihre Möglichkeiten findet Sir Maurice in der Übertragung seines Freundes Ernst Morwitz (dies ein wörtliches Zitat) voll ausgeschöpft.

Daß dieser Mann und dieses Werk reich geehrt wurden, versteht sich von selbst. Die Zahl seiner Ehrendoktorate ist groß, und von anderem sei wenigstens gesagt, daß er bereits 1938 in die British Academy aufgenommen wurde und von 1958 bis 1962 ihr Präsident war.

Wir können diesen Versuch einer Würdigung nicht besser schließen als mit einem Gedanken des Nachrufes, der einen Tag nach Sir Maurice' Tode in der Times erschien. Da wird

von Stimmen berichtet, die es bedauerten, daß sich ein Mann von so viel Geist, Weltoffenheit und Umsicht nicht einem praktischen Lebensbereich statt einer historischen Wissenschaft zugewandt habe. Der Verfasser des Nachrufes widerlegt das. Zwei für eine solche Tätigkeit wichtige Eigenschaften fehlten Sir Maurice: Rücksichtslosigkeit und Berechnung. Aber, setzte der Anonymus hinzu, eben dadurch ist er als Mensch größer gewesen als viele, die über die genannten Eigenschaften in ausreichendem Maße verfügten.

WALTHER VON WARTBURG

18. 5. 1888 – 15. 8. 1971

W. v. Wartburg

Gedenkworte für

WALTHER VON WARTBURG

von

Hugo Friedrich

Der große Romanist Walther von Wartburg, dessen wir hier gedenken, kam 1888 in der Nähe der schweizerischen Stadt Solothurn zur Welt.[1] Ein ebenso ungewöhnliches wie segensreiches Forscherleben sollte ihm beschieden sein. Nach den Universitätsstudien widmete er sich – wie das bei Schweizer Hochschullehrern bis vor kurzem nicht selten war – zunächst dem

[1] Ein Teil der im Folgenden berührten Fakten ist den 1971/72 erschienenen Nachrufen und Gedenkschriften entnommen: *Zum Gedenken an W. von Wartburg;* Privatdruck der Familie (darin *Einige Bilder aus dem Lebenslauf W. v. Ws.*, verfaßt von der Familie; die Aufsätze von C. Th. Gossen und von G. Hilty). – K. Baldinger, *W. v. W., Beiträge zu Leben und Werk.* Sonderheft zu Band 87 der ZRPH., 1971. – M. Pfister, in: Onoma, XVI, 1971. – P. Wunderli, in: RF., Band 84, Heft 1/2, 1972. – Ferner konnte ich persönliche Mitteilungen verwerten, die ich Dr. Elisabeth Gräfin Mandelsloh verdanke.

Schuldienst. Schon hier zeigte sich seine immense Arbeitskraft: neben der Belastung durch ein volles Deputat konnte er noch Zeit für die Vorbereitung seiner Promotion gewinnen, die 1912 erfolgte. Nachdem er sich 1918 in Bern habilitiert hatte, wurde die Situation kaum anders. Er unterrichtete – übrigens mit großer Liebe – an der Kantonsschule in Aarau, in der gleichen Zeit Vorlesungen in Bern haltend. Aber schon Jahre zuvor hatte er in sein an Umfang kaum begreifliches tägliches Tun auch die Vorbereitung des monumentalen *Französischen Etymologischen Wörterbuchs (FEW)* aufgenommen, das sein Lebenswerk wurde. Zeigte sich schon in seinen ersten Publikationen eine Richtung auf den lexikalischen Bereich hin, so wurde dieser nunmehr Gegenstand einer systematischen Darstellung »all des Sprachgutes, das seit dem Zerfall des Römischen Reiches auf dem Boden Frankreichs und der angrenzenden Gebiete französischer oder provenzalischer Zunge gelebt hat« (Band I, p. VI).

Seit 1910 waren die Vorarbeiten dafür im Gange, und zwar in der Weise, daß von Wartburg das Material aus hunderten von Dialektwörterbüchern exzerpierte und auf Karteizettel (fiches) übertrug. Der Ausbruch des ersten Weltkriegs schien diese Tätigkeit zu bedrohen, doch äußerte er später mehrmals, daß er, zum Militärdienst eingezogen, dazu Gelegenheit gehabt habe wie nie im Zivilleben; als Ordonnanzoffizier in einem Stab habe er immer wieder etwas Zeit gefunden, um Karteizettel zu schreiben, ohne daß der Spott der Kameraden ihm etwas anhaben konnte. Man weiß auch, daß seine Gattin und andere Familienmitglieder ihm bei dieser keineswegs befeuernden, aber unumgänglichen Beischaffung der Materialien geholfen haben.

1921 beginnt die Redaktion, von 1922 an erscheinen die ersten

Bogen des *FEW*, 1928 liegt Band I fertig vor. Noch sind sämtliche Artikel von ihm allein verfaßt, und dies neben der Lehrtätigkeit an Schule und Universität. Erst jetzt trat eine Wende ein, ohne daß sie diesem nach Mühe geradezu verlangenden Mann eine Entlastung gebracht hätte. Er wurde nach Lausanne berufen und gab den Schuldienst auf. Kurz danach kam ein Ruf an die Universität Leipzig, und hier bot sich ihm die Möglichkeit, eine Arbeitsgruppe zu bilden, die nicht nur die weiteren Wortmaterialien besorgte, sondern, und dies freilich erst nach jahrelanger Schulung, auch selbständige Artikel für das *FEW* verfaßte. Dann aber kam der zweite Krieg. Kurz zuvor war v. Wartburg nach Basel berufen worden: glücklicherweise gelang es ihm, die Materialien an seinen neuen Wirkungsort zu überführen. Die Leipziger Gruppe hatte sich aufgelöst, einige der Mitarbeiter fielen. Die Schaffung eines fähigen Kreises mußte von neuem beginnen; sie gelang, und 1946 konnte ein weiterer Band erscheinen, nachdem das Werk auch finanziell durch den Schweizerischen Nationalfonds und andere Quellen gesichert war.

v. Wartburg ist um diese Zeit den Sechzigern nahe. Und nun trat das ein, was man seinen »Wettlauf mit dem Tod« genannt hat. Von den geplanten 25 Bänden lagen erst drei vor. Aber das Publikationstempo beschleunigte sich. 1959 wird v. Wartburg emeritiert, und von nun an kann er sich ausschließlich dem Wörterbuch widmen. Genau ist der Tag eingeteilt, mit nur kurzen Unterbrechungen arbeitet er 14 Stunden hindurch, bis in die Nacht hinein. Ein nach Stundenzahl streng geregelter Schlaf brachte die notwendige Erholung. Eine Siesta nach Tisch gab es nicht. Immer wieder aber hören wir von Äußerungen, wonach dies alles »Freude und Tröstung« seines Lebens sei. Das Korrekturlesen betreibt er überall, auf Reisen, auf Wande-

rungen, in der Straßenbahn. Es wird die Anekdote erzählt, daß er bei der teilweise im Münster sich abspielenden 500-Jahr-Feier der Basler Universität hinter einen Pfeiler zu sitzen kam, was ihn aber nicht in Verlegenheit brachte: er zog unter seinem Talar Korrekturfahnen des *FEW* hervor und ging sie durch, während vorne die Rede des Schweizer Bundespräsidenten für ihn unvernehmlich erklang. Schauplatz für die Entstehung des *FEW* war sein eigenes Haus am Stadtrand von Basel. Bibliothek und Materialien waren folgendermaßen aufgeteilt: ein Raum mit den Wörterbüchern für die sogen. kleinen Mitarbeiter, ein weiterer Raum mit drei Schreibtischen zum Ausbreiten der Zettel, daneben v. Wartburgs Schlafraum, der nur über sein Arbeitszimmer zugänglich war und in dem auch die Zettelkästen aufbewahrt wurden. Wartburg hat sich ganz in seine mönchische Klause zurückgezogen, nur einen Gedanken hegend: die Vollendung seines Werks.

Durch eine immer härter werdende Konzentration vermochte er, dieses Ziel nahezu zu erreichen. Geplant waren 25 Bände des *FEW*. Sie waren 1968 im Manuskript abgeschlossen, aber noch nicht vollständig publiziert. Auch heute fehlen noch einige Faszikel dieser ersten Version. Alle Bände hatte er selber vorbereitet, oder, wenn sie von Mitarbeitern stammten, genau kontrolliert. Nahezu neun Zehntel aller Artikel des Gesamtwerks stammen von ihm. Die letzten hat er bedrohlichen Krankheiten abgewonnen; die schlimmste von ihnen, eine zunehmende Erblindung, zwang ihn zum Aufgeben einer geplanten, zum Teil sogar noch durchgeführten Revision. Still, ohne Todeskampf, ist er am 15. August 1971 erloschen.

Lassen Sie mich noch einige Worte zu dem opus magnum dieses Mannes sagen, auch wenn darüber die anderen Arbeiten nicht vergessen werden sollen. Mit methodischer Strenge ist das *FEW*

angelegt. Ausgehend vom Ursprung eines Wortes, sei er lateinisch oder keltisch oder germanisch oder griechisch oder arabisch, bietet jeder Artikel die aus dem Ursprungswort hervorgegangenen Formen in zeitlicher und räumlicher Verbreitung, sowie die mit den veränderten Formen jeweils verbundene Veränderung der Bedeutungen. Konzipiert sind die Artikel – mindestens der ersten Bände – nach Vorstellungen, von denen der spätere Wartburg selber bekannte, daß sie ihre Wurzeln in einer sprachwissenschaftlichen Befangenheit gehabt haben, darin nämlich, daß für erforschungswürdig nur das Altfranzösische, das Altprovenzalische und in neueren Zeiten nur die Mundarten gehalten wurden. Daher die in der Tat überwiegend mundartlichen und mittelalterlichen Wortformen im ersten und dritten Band. Doch das hat sich geändert. Etwa vom zweiten Band an (nach dem dritten erschienen) dringen auch schriftsprachliche Wörter aus literarischen Quellen ein, ohne freilich ein Gleichgewicht mit den mundartlichen herzustellen, deren Reichtum für v. Wartburg die eigentliche Fülle und Naturhaftigkeit der Sprache darstellt. Eine gewisse, man darf aber auch sagen: eine großartige Einseitigkeit ist dem Wörterbuch selbst in den letzten Bänden geblieben. Doch eben im Hinblick auf die Schriftsprache hat v. Wartburg eine Umarbeitung der älteren Bände in Angriff genommen, von der noch in seinen letzten Lebensjahren, dann aus seinem Nachlaß mehrere Faszikel erschienen sind.

Das *FEW* enthält das umfassendste Inventar einer romanischen Sprache in ihrem Wortschatz, das je geschaffen wurde. Nennt es sich auch *Etymologisches Wörterbuch*, so ist doch der Begriff des Etymons, so wie ihn etwa noch W. Meyer-Lübke gebraucht hatte (Wortwurzel), erheblich erweitert, und zwar zu einer Wortgeschichte, die das Wissen von der Herkunft eines Wor-

tes ergänzt mit dem Wissen vom Weg, den es gegangen ist, oder, wie v. Wartburg selber sagt, mit dem Wissen vom Schicksal des Wortes innerhalb der Verschiedenheiten menschlichen Denkens und Handelns. Jeder Band kann daher auch als eine Sammlung von Wortmonographien angesehen werden, die sich – insbesondere in den jeweiligen Abschlußartikeln – ausgeweitet haben zu einem gesamtromanischen, ja da und dort sogar zu einem gesamteuropäischen Bild. Den Charakter eines bloßen Nachschlagewerks wie sonstige Wörterbücher hat das *FEW* nie gehabt.

In fast 60jähriger Arbeit ist es entstanden aus der Konzeption und Schöpfung eines Einzelnen, der auch bei aller Unterstützung der große Einzelne blieb. Manchmal, und trotz aller Arbeitsfreude, schien ihn ein Verzagen anzukommen, das freilich nicht den Sinn, sondern die Aufnahme seines Werks betraf. Ein Ausspruch ist überliefert: »Ich frage mich allen Ernstes, ob ich weiter am *FEW* arbeiten soll; es wird bald die Zeit kommen, in der sich kein Mensch mehr für derartige Forschungen interessiert.« Aber der Arbeitswille, von solch momentanem Verzagen vielleicht sogar verjüngt, hat immer wieder gesiegt. Wartburg hat wahrscheinlich das letzte lexikalische Werk geschaffen, das von einem Einzelnen hervorgebracht werden konnte. Die jetzige Ära der Teamarbeit und der Computer geht andere Wege.

Ist schon das *FEW* ein Werk größten Ausmaßes, so zeigt sich die Spannweite v. Wartburgs auch in vieler anderer Hinsicht. Neben dem Französischen galten seine Interessen dem Rätoromanischen, der Mehrsprachigkeit der Schweiz, dem Italienischen und dessen Stellung innerhalb der Romania, schließlich der einstigen griechischen Kolonie in Südgallien und ihren erhalten gebliebenen Zeugen in der Westromania. In zwei grö-

ßeren Schriften – »Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume« (1936) und »Die Entstehung der romanischen Völker« (1939) – bekundete sich seine Kraft, die Romania im Ganzen zu umfassen. Das Lieblingsgebiet blieb indessen die Sprache Frankreichs. So wie er im *FEW* von einer bestimmten Zeit an den Schritt zur Schriftsprache tat, so stellte er die vollständige Geschichte der französischen Schriftsprache dar in einem aus Vorlesungen hervorgegangenen Buch, wohl seinem populärsten, mit dem jeder Student des Faches sich auf sein Examen vorzubereiten pflegt: »Evolution et structure de la langue française«, erstmals 1934, in zehnter Auflage 1971. In doppeltem Sinn bewährt sich die pädagogische Tugend des Buches: es vermittelt als Gegenstand den Abriß der französischen Schriftsprache, und es vermittelt als Methode eine Anschauung, für welche die Entwicklung einer Sprache sich ergibt als ein Zusammenwirken von kausaler Determination und von Freiheit der Phantasie. Es ist das ein Problem, mit dem v. Wartburg sich bis gegen sein Lebensende beschäftigt hat, und das hervorging aus der Erkenntnis, daß die dem Schweizer Linguisten Ferdinand de Saussure zugeschriebene Trennung zwischen Sprachbestandsaufnahme und Sprachgeschichte nicht aufrecht zu halten ist, sondern daß sich beide gegenseitig benötigen und befruchten.

Wohl steht im Vordergrund dieser Arbeiten, vor allem der lexikalischen, der eminent empirische, auf das bunte Leben der Tatsachen gerichtete Sinn ihres Verfassers. Dennoch kümmert er sich auch um Grundsatzfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Am deutlichsten tritt dies hervor in seinem Buch »Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft« (1943). Hier wie auch in vielen prinzipiellen Aufsätzen zeigt sich seine erstaunliche Kunst der großen und großlinigen

Einfachheit des Darlegens, aber auch die Erkenntnis, an welchem Ort der europäischen Sprachwissenschaft er selber steht. Vieles von dem, was v. Wartburg hervorgebracht hat, konnte ich nicht berühren. Doch wenigstens erwähnt sei die vollständige Übersetzung der *Divina Commedia* Dantes (1963), die er gemeinsam mit seiner Gattin in deren letzten Lebensjahren unternommen hatte; es ist die wenn auch nicht poesievollste, so doch präziseste Übertragung, die wir von Dantes Dichtung in deutscher Sprache besitzen.

Es überrascht nicht, daß v. Wartburg für sein Werk und sein Wirken zahlreiche Ehrungen erhalten hat: er ist viermal Ehrendoktor und Mitglied von elf Akademien gewesen. Als höchste Auszeichnung hat er die Aufnahme in den Orden Pour le mérite betrachtet (1963).

Geht man die Nachrufe durch, die ihm gewidmet wurden, so tauchen immer wieder Worte auf wie: Askese, Selbstdisziplin, Strenge, Unbeugsamkeit. In der Tat, ohne solche Eigenschaften hätte er sein Riesenœuvre nicht erstellen können und stände nicht auch als Nachwirkender im Mittelpunkt der deutschsprachigen romanistischen Linguistik.

Das Einzigartige dieses Forschers war, daß er sich nie in seinem minutiösen, der Geduld bedürftigen Handwerk verlor, sondern einen Weitblick damit verband, der ihm erlaubte, über das Ganze einer Sprache, ja der Sprache überhaupt nachzudenken. Stets sieht er eine Sprache als Erzeugnis des Menschen (»Von Sprache und Mensch« ist der einfache, aber programmatische Titel einer Aufsatzsammlung 1956), und er äußerte einmal: »ein Wörterbuch wie das *FEW* ist seinem innersten Wesen nach und in seiner Gesamtheit eine Geschichte der Auseinandersetzung des betreffenden Volkes mit der ganzen Wirklichkeit«. Ein andermal: »Die Sprache ist eines der Mittel, das

einem hochkultivierten Volk erlaubt, sich seiner selbst bewußt zu werden«. Wieder ein andermal: »Im allgemeinen hat man die Vorstellung, die Sprache sei uns gegeben, damit wir uns gegenseitig unsere Gedanken und Gefühle offenbaren und unseren Willen zur Geltung bringen können. Darüber vergessen wir zu leicht die andere gewaltige Funktion der Sprache. Sie besteht darin, daß wir in ihr ein Mittel haben, aus dem Chaos, das uns umgibt, eine Welt zu machen.« Man spürt die Nähe Wilhelm von Humboldts. Mehrmals in Wartburgs Schriften klingt ein Gedanke an, der in den Worten Humboldts gelautet hatte: »Die Sprache ist das Organ des inneren Seins«.

Wer der Sprache so viel Ehrfurcht entgegenbringt und ihr eine so hohe Rolle zuschreibt, der ist davor bewahrt, sie, wie die Strukturalisten das tun, als ein in sich selber apparathaft funktionierendes System anzusehen, das keine Zufälligkeit kennt und weltblind ist.

GERHARD VON RAD

21. 10. 1901 – 31. 10. 1971

Gerhard v. Rad

Gedenkworte für

GERHARD VON RAD

von

Karl Rahner

Es ist für mich nicht leicht, diese Gedenkworte für Gerhard von Rad zu sprechen. Denn ich bin nicht Exeget, soll aber von einem der bedeutendsten Exegeten dieses Jahrhunderts sprechen; ich habe ihn persönlich nur ganz flüchtig gekannt,[1] und doch darf der große Mensch selbst über seinem Werk nicht vergessen werden. Von Rad hätte einen besseren Interpreten seines Werkes und seiner Person verdient.

Lassen Sie mich darum doch zunächst einige äußere Daten seines Lebens und Werkes nennen. Denn sie sprechen doch besser von ihm, als es mir sonst möglich wäre. Er wurde geboren am 21. 10. 1901 in einer Arztfamilie zu Nürnberg und verlebte

[1] Darum bin ich hier, und zwar auch über das wörtlich Zitierte hinaus, abhängig von: Hans Walter Wolff, *Gespräch mit Gerhard von Rad*, in: H. W. Wolff, Probleme Biblischer Theologie. Gerhard von Rad zum 70. Geburtstag, München 1971, S. 648–658.

dort seine Jugend. Trotz fast gleich starken Interesses für die klassische Philologie wurde er Theologe, studierte in Erlangen, Tübingen. Paul Althaus und Karl Heim haben damals wohl die stärksten Eindrücke auf ihn gemacht. Es folgen zwei Jahre Vikariatszeit in der bayerischen Landeskirche, die Promotion in Erlangen unter Otto Procksch mit einer Arbeit über das Gottesvolk im Deuteronomium, deren Thematik schon einem guten Stück seiner Lebensarbeit präludiert. 1930 geht er nach Leipzig, wo Albrecht Alt sein großer Lehrer wird. 1934 erhält er eine Professur in Jena; es beginnen Jahre der mutigen Auseinandersetzung auf dem Katheder und in den Gemeinden mit den »Deutschen Christen« für die bleibende Bedeutung des Alten Testaments auch für die Christenheit. Der große Wurf »Das formgeschichtliche Problem des Hexateuchs« erscheint 1938. Seitdem gehört von Rad zu den großen Lehrern auf dem Gebiet des Alten Testaments. Sommer 1944 bis Juni 1945 lernt Rad noch Krieg und Gefangenschaft am eigenen Leib kennen. 1945 wird er Ordinarius in Göttingen, 1950 wird Heidelberg der Ort seines Wirkens, und ist es geblieben. In den 25 Jahren seit Kriegsende erscheinen dann seine großen Werke. Ich kann sie nicht aufzählen. Ich nenne nur die 2bändige Theologie des Alten Testamentes, die in vielen Auflagen und in mehreren Sprachen erscheint, seine Auslegung des ersten Buches Mose, die Deuteronomiumstudien, die Botschaft der Propheten. In den letzten Jahren seines Lebens hat sich dann von Rad auch der Weisheitsliteratur (Weisheit in Israel, 1970) zugewandt, mit dem Mut, auch von Texten, die entpersönlicht und ungeschichtlich zu sein scheinen, sich Neues sagen zu lassen. 1955 wird er Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hat 1960–1961 eine Gastprofessur in Princeton, 1963 wird er in diesen Kreis hier aufgenommen. Seine Ehrendokto-

rate von Leipzig, Glasgow, Lund, Wales verstehen sich fast von selbst. Am 31. 10. 1971 ist er von uns gegangen.

Es ist hier nicht die Möglichkeit gegeben, das Lebenswerk von Rads unter streng theologischen und exegetischen Aspekten zu würdigen, obwohl diese Weise der Würdigung die ihm einzig angemessene wäre. Aber wenn in einem theologisch ausgerichteten Leben immer auch ein Menschliches geschieht (vorausgesetzt, daß es wirkliche Theologie ist), dann darf man doch wohl auch von Rad unter einem allgemeineren Aspekt zu würdigen suchen. Rad ist einer von den wenigen Großen in unserer Zeit gewesen, die sich der Geschichte zuwenden und so Gegenwart und Zukunft zu finden vermögen. Er hat selbst einmal geschrieben: »Meine Aufgabe als akademischer Lehrer war und ist: lesen zu lernen und lesen zu lehren«. Und vor diesem ganz Großen in der heutigen Theologie aller Länder kann man sagen: er *hat* lesen gelernt und lesen gelehrt. Er stellt sich einem alten Text, er will wissen, was da steht, er wendet alle Methoden heutiger Sprach- und Geschichtswissenschaft an, um zu verstehen, was da gesagt wird. Und plötzlich und immer wieder hört er ein Wort, das ihn anruft, das in die eigene gegenwärtige Existenz hineinspricht. Er erfährt, wie »schnell der Text Gegenwart ist, wenn man sich ihm nur ganz stellt« (H. W. Wolff). Er begegnet dem Text, er kann sich verwundern, sich am Text reiben, anerkennen, daß er quer liegt, daß er einen in die Defensive schickt, man ihm aber nicht entkommt. Und wenn man so liest, scheinbar nur liest, um zu verstehen, was einst einem anderen gesagt worden ist, dann ist man plötzlich in seiner Gegenwart der Betroffene und die Vergangenheit verwandelt sich in die Gegenwart, die offen ist für eine heimlich unheimliche Zukunft. Es mag sein, daß nicht jeder alte Text so gegenwärtig ist, wenn man ihn liest, es mag sein, daß vieles daran un-

verstanden bleibt (von Rad hat dies gewußt und war nie mit seinem Lesen und Hören zufrieden). Aber das Buch, das *er* las, war so und wurde durch ihn der letzten Generation in der Theologie leserlich und lesenswert. Weil er selbstlos dem Text diente, begann in geheimnisvoller Weise der Text ihm zu dienen. Die Treue und die Nüchternheit, mit der dem Literarischen und Historischen bedingungslos Raum gegeben wurde, führte ihn nicht vom Theologischen weg, sondern auf es hin und darin dann auch an jenen Ort, an dem schweigend angebetet wird und das ewige Geheimnis sich erlösend dem Menschen zuwendet und immer neu in der Geschichte der ewige Bund wird zwischen Mensch und Gott.

Freilich: um so lesen zu können und lesen zu lehren, muß man sich selbst mitbringen und etwas haben, was man mitbringen kann. Das hatte von Rad und das tat er. Und wenn man dann am Ende nicht mehr weiß, lebt der Text von ihm oder er vom Text, dann ist darin gerade die Größe dieses Mannes enthalten. So kann Hans Walter Wolff von ihm sagen: »die ungewöhnliche Wirkung der beiden Bände Theologie des Alten Testaments rührt sicher daher, daß das Ungenannte – ich würde ergänzen: das anverwandelte Ungenannte – kräftig mitgeschrieben hat, der Umgang mit Goethe und Schiller und Mörike, aber auch mit den Arbeiten von Ernst Robert Curtius, Bruno Snell und Wolfgang Schadewaldt, ferner so Verschiedenartiges wie die tiefe Hinneigung zu geliebten Tieren und die Freude an großen Denkmälern künstlerischen Geistes, schließlich das Leben mit der Kirche und ihren Gottesdiensten. Nach einer guten Zeit der Betrachtung von Grünewalds Madonna in Stuppach staunte er aufs neue, wie eine halbe Stunde der Betrachtung vor etwas ganz Schönem dem Menschen wohltut. So hat er immer seine Studenten anregen wollen, sich durch die ruhige

Hingabe an einen großen Text verwandeln zu lassen«. So Wolff. Von Rad brachte sich, den Bescheidenen, dem Text entgegen. Er konnte etwas, das er früher schrieb, später für töricht erklären. Er ist vorsichtig und mißtrauisch gegen all zu umfassende und systematisierende Lösungen. Wenn eine systematische Theologie heute wieder, über sich selbst verwundert, merkt, daß sie ja eigentlich die Reflexion auf das Scheitern aller Ideologie sein sollte, also selbst gar nicht einfach systematisch sein kann, dann kann auch sie heute noch lernen von von Rad, dem Bescheidenen in einem ganz radikalen Sinn des Wortes, der dort – bei den Propheten – Gottes Wort sich ereignen hört, wo in einer ganz konkreten, unsystematisierbaren Wirklichkeit die Unbegreiflichkeit den Menschen anruft und nicht mehr zu seinen Systemen zurückkehren läßt. Der Bescheidene konnte, ohne bescheiden tun zu wollen, am Anfang eines seiner Werke erklären, daß es nicht das geworden sei, was er eigentlich beabsichtigt hatte. Er nahm bescheiden die Erfahrung des Alters an, alt zu werden, und die Begeisterung, mit der er ehedem las und lehrte, »sich etwas legen zu sehen«, wie er selbst gesagt hat. Er konnte sich selbst fragen, ob man nicht im Alter, zwar nicht seinen Christenstand, aber doch die theologische Arbeit wieder auf die Seite legen könne. Eben weil sie für ihn nicht das Letzte war, da ja für ihn nicht das Zumsprechenbringen der Texte, sondern das Reden der Texte selbst das war, worauf es ihm wirklich ankam. Sie aber reden nicht von den Gelehrten. Sie reden vom Schweigen (würde ich sagen, ach, wenn es nicht auch schon wieder Systematik wäre oder so mißverstanden werden könnte), vom Schweigen, in das gelassen von Rad eingegangen ist, nachdem er ein Leben lang jene Sätze zu lesen gelernt und gelehrt hatte, die *darüber* reden.

REDE VON

KONRAD Z. LORENZ

KONRAD Z. LORENZ

DIE NATURWISSENSCHAFT VOM MENSCHLICHEN GEISTE

Meine Damen und Herren!

Ich habe ein Thema gewählt, welches einerseits provokativ ist,– viele Geisteswissenschaftler werden schon in dem Titel »Die Naturwissenschaft vom menschlichen Geiste« eine Blasphemie sehen, – das andererseits aber der Universalität unseres Ordens in bestimmter Weise gerecht zu werden hofft. Wir alle sind in der Atmosphäre des deutschen Idealismus groß geworden. Von früher Jugend auf wurde uns platonischer Idealismus eingeimpft, mit jedem Wort unserer Lehrer, mit sehr vielen Worten unserer größten Dichter: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.« Es liegt dem Menschen sehr nahe, sein Erleben als polaren Gegensatz zur ganzen übrigen Welt zu sehen. Kant sieht Werte nur in der intelligiblen Welt, und die Welt der Dinge, die Welt da draußen, ist nicht nur grundsätzlich unerkennbar, sondern sie ist auch eigentlich uninteressant, weil sie keine Werte enthält. Ein Rest dieser Einstellung findet sich bei sehr vielen von uns, auch bei solchen, die sich für Naturforscher

halten. Es gibt gewisse Dinge, die man nicht erklären *will*. Die vitalistische Einstellung vieler großer und gescheiter Leute wie Driesch und Uexküll u. a. hat ihre Wurzel in der Angst, die Natur dadurch zu entheiligen, zu entwerten, daß man sie erklärt. Wir Naturforscher aber sind überzeugt, daß es nur eine einzige Welt gibt und daß der liebe Gott es nicht notwendig hat, Wunder (im Plural) zu tun. Er ist ja der Logos selbst. Wunder im Plural sind uns aus religiösen Gründen unsympathisch. Meine Verehrung für die Natur wird z. B. durch die Annahmen der Parapsychologie beleidigt. Daß ich selbst nie erlebt habe, daß ein Spuk geschieht oder daß eine Gedankenübertragung wirklich funktioniert, berechtigt mich als Wissenschaftler durchaus nicht zu der Behauptung, daß es derlei nicht gäbe. Wir wissen alle, wie leicht der Wissenschaftler einen »blinden Fleck« für Dinge hat, die er nicht zur Kenntnis nehmen will. Unser Glauben an die Einheit und Erklärbarkeit der Welt ist eine Annahme, die man machen muß, um überhaupt forschen zu können. Das Pendel der Meinungen schwingt von der platonischen Mißachtung alles Realen zum entgegengesetzten Extrem, auf die Seite eines wirklich vulgären Auswuchses des Vulgär-Materialismus, den man als ontologischen Reduktionismus bezeichnen kann und den mein Freund und Lehrer Sir Julian Huxley mit dem schönen englischen Worte »nothingelsebuttery« bezeichnet hat. Ich werde Ihnen sofort erklären, was »nothingelsebuttery« heißt. Ich mache zwei Aussagenpaare, von denen das erste falsch, das zweite aber richtig ist: Alle Lebensvorgänge sind eigentlich nur chemisch-physikalische Vorgänge, und der Mensch ist eigentlich doch nur ein Tier, ein nackter Affe, ein schlecht eingestellter Computer, usw. Das sind die zwei typischen Aussagen des ontologischen Reduktionismus. Nun sind alle Naturforscher in bestimmtem

Sinne Reduktionisten: wir alle verstehen unter Erklärung die Zurückführung eines Naturvorgangs auf allgemeine Gesetze und auf die speziellen Strukturen, in denen sich diese Gesetze auswirken. Ich korrigiere nur diese beiden Sätze. Alle Lebensvorgänge sind in der Tat chemisch-physikalische Vorgänge, aber eigentlich, nämlich in bezug auf das, was ihnen allein zu eigen, was für sie eigentümlich ist, sind sie etwas sehr viel anderes. Sie sind vor allem kognitive Vorgänge: das Leben erwirbt Informationen über die Außenwelt in einem historisch einmaligen Geschehen. Das Leben entwickelt sich, aber auch das Verbum ›entwickeln‹ ist falsch. Das Leben *schafft*. Unsere westeuropäischen Sprachen haben kein intransitives Verbum für das, was in der Historie der Schöpfung geschieht. Das Wort Entwicklung impliziert, daß etwas Eingewickeltes ausgewickelt wird. Dem Ausdruck Evolution haftet der gleiche Fehler an. In ihrer Verzweiflung haben Evolutionstheoretiker, und zwar denke ich dabei an den von mir in vieler Hinsicht verehrten Teilhard de Chardin, nach dem Worte »Emergenz« gegriffen, und das ist besonders unglücklich, denn emergere heißt auftauchen. Man denkt an einen Walfisch, der plötzlich über der Oberfläche erscheint, während er vorher einem im buchstäblichen Sinne oberflächlichen Blick unsichtbar war.

In der Geschichte des Lebendigen vollzieht sich Folgendes: Ein größerer Evolutionsschritt entsteht meist dadurch, daß zwei Systeme, die vorher unabhängig voneinander existierten, zu einer Funktionsganzheit integriert werden, die dann andere Eigenschaften hat, die sich aus denen der vorher existenten Systeme nicht voraussagen ließ. Ich entnehme ein einfaches Beispiel dem Buch über Biologische Kybernetik von Bernhard Hassenstein. Stellen Sie sich vor: daß ich hier eine Batterie mit zwei Polen habe. Zwischen den beiden Polen wird beim

ersten Versuch eine Induktionsspule eingebaut. Wenn ich einschalte, bildet die Selbstinduktion der Spule anfangs einen gewaltigen Widerstand, so daß zuerst wenig Strom durchgeht, die Klemmspannung daher sehr groß ist und erst allmählich mit Absinken des Induktionswiderstandes absinkt. In einem zweiten Versuch ersetze ich die Spule durch einen Kondensator und bewirke ein ganz anderes Phänomen. Zuerst nimmt der Kondensator die ganze Spannung auf; wenn er aber aufgeladen ist, geht überhaupt kein Strom mehr durch, so daß die Spannung an der Klemme auf den vollen Wert der Batteriespannung hinaufgeht. Im dritten Versuch vereinige ich die beiden Systeme und schalte Kondensator und Spule hintereinander: nun bekomme ich eine Eigenschaft, die keinem der beiden präexistenten Systeme auch nur in Andeutungen, in sogenannten Orimenten, zu eigen gewesen war, nämlich die Fähigkeit der Schwingung.

In analoger Weise entstehen im Laufe der Evolution immer wieder Systeme mit nie vorher dagewesenen Eigenschaften. Jedes dieser Geschehnisse ist historisch einmalig, nichts ist unrichtiger als die (bekannte) Binsenweisheit, daß alles schon dagewesen sei: *Nichts* ist schon dagewesen, alles, was in der Evolution passiert, ist etwas essentiell Neues. Das Leben ist nicht etwa durch Übergänge mit dem Nicht-Lebendigen verbunden, sondern das Leben ist einmal »passiert«. Wenn wir uns fragen, was das Wesentliche am Leben ist, so können wir auf diese Frage auf Grund sehr alter Theorien Charles Darwins und auf Grund sehr neuer Erkenntnisse der Biochemiker eine ziemlich präzise Antwort geben: es kommt darauf an, daß in einer replizierbaren Struktur Information[1] gespeichert und weiter-

[1] Den Informationstheoretikern muß ich hier sagen, daß ich von Information im Sinne der Umgangssprache rede. Der Informationstheoretiker kann

gegeben wird, und das ist etwas völlig anderes als das, was man sonst schlechthin als chemisch-physikalische Vorgänge bezeichnet. Man wehrt sich ganz erheblich, wenn ein so großer Mann wie Crick in seinem Buch »Molecules and Men« den Satz ausspricht: Die ganze Biologie werde sich als ein ziemlich einfacher Anhang der Physik erweisen, »a rather simple extension of physics«.

Ganz ähnlich sind unsere Einstellungen, wenn wir uns Herders Frage vorlegen: »was fehlet dem menschenähnlichsten Tier, dem Affen, daß er kein Mensch ward?« Was ist der große Unterschied, der dem Menschen von allen anderen Lebewesen trennt, was ist naturgeschichtlich gesehen »Geist«?

Wie sammelt nun das Lebendige Information und wo bewahrt es sie auf? Wir wissen, daß im ganzen Bereich der Organismen der wesentliche Vorgang des Wissensgewinnes und der Wissensspeicherung in den kleinen Doppelschräubchen der Kettenmoleküle des Genoms liegt. Das, was selbst die klügsten Tiere lernen, und erst recht das, was sie durch Tradition weitergeben können, ist zu vernachlässigen im Vergleich mit der Information, die in den Kettenmolekülen der Erbmasse steckt und die viele Lehrbücher füllen würde. Gegen Ende des Tertiärs tritt nun plötzlich ein Nahverwandter des Schimpansen auf und eröffnet ein Konkurrenzunternehmen zu dem des Genoms im Sammeln von Wissen und Information. Es entstehen das begriffliche Denken und die Wortsprache, und zwar wiederum durch den typischen Vorgang von Integration verschiedener Leistungen, die, solang sie noch nicht zu einer Funktionsganzheit integriert sind, auch schon bei Tieren vorkommen, wie

in seiner Terminologie nicht von Information »über etwas« reden, da diese aus guten Gründen und im Gegensatz zur Ethologie vom semantischen und vom arterhaltenden Aspekt der Information absieht.

z. B. Exploration, sachliches Forschen, Tradition, Raumeinsicht und die abstraktive Leistung der Wahrnehmung. Bei der Menschwerdung vereinen sich diese Leistungen zu jener Funktion, die wir als das begriffliche Denken bezeichnen.

Wie sich die Wortsprache genetisch zum begrifflichen Denken verhält, wissen wir nicht. Mein linguistischer Geistesheros Noam Chomsky hat gezeigt, daß die Struktur unserer Sprache, die Sprachlogik, allen Menschen angeboren ist; er meint, daß sie mit der Logik des Denkens identisch und primär im Dienste des begrifflichen Denkens und nicht im Dienste der Kommunikation entstanden sei. Wie dem auch sei, es entsteht mit der Menschwerdung plötzlich die Möglichkeit, Wissen auch auf andere Weise zu speichern als nur im Genom. Ein Kopieren des in einer halben Schraube gegebenen Wissens auf eine andere solche Schraube war bisher die einzige Methode, mittels derer Wissen weitergegeben und erhalten werden konnte. Und jetzt entstand in einem unserer näheren Vorfahren aus der Olduway Gorge ein Wesen, das die Fähigkeit hatte, durch die Symbolik der Sprache etwas, was es selbst erfahren hatte, einem anderen so vollständig zu übermitteln, daß dieser es ebenfalls weiß. Wissen wird also von nun ab auch unmittelbar von Gehirn zu Gehirn kopiert, nicht nur von einer Hälfte einer Desoxyribonukleinsäure-Schraube auf eine andere.

Und damit entsteht etwas, was in der organischen Natur bisher noch nicht da war, nämlich die vielumstrittene Vererbung erworbener Eigenschaften, ein Weitergeben von Wissen nicht nur vom Alten auf den Jungen, sondern von dir auf mich, von mir auf dich; es kann ein Jüngerer einem Älteren einen Gedanken aufstecken und umgekehrt. Ein großer Mann kann eine ganze Zeit beeinflussen, eine Erfindung wird sofort Eigenschaft oder Besitz der ganzen Menschheit, und die Wahrschein-

lichkeit, daß sie vergessen wird, ist so gering wie die, daß ein körperliches Organ von gleichem Arterhaltungswert rudimentär würde. Es entsteht eine Gemeinsamkeit des Könnens, und es sollte (und tut es zum Teil auch) eine Gemeinsamkeit des Wollens entstehen.

Und all dies zusammen ist das, was Nicolai Hartmann, der am besten diese ontologischen Verschiedenheiten der Schichten der existierenden Welt gesehen hat, als den objektivierten oder den objektivierbaren Geist bezeichnet hat. Dieser Geist schwebt für uns Naturwissenschaftler nicht über den Wassern! Dieser Geist, das kumulierte Wissen, Können und Wollen der Menschheit, ist genauso *in Strukturen* geschrieben wie das Wissen einer Tierart in den Doppelschräubchen geschrieben ist; es ist geschrieben in den Synapsen unseres Gehirnes oder in Erz, Marmor, Pergament oder Papier. Machen Sie sich, bitte, einmal klar, wie groß der Sprung vom Anorganischen zum Organischen ist. Je mehr wir über das Leben wissen, durch unsere moderne Biochemie und Evolutionsforschung, desto rätselhafter wird nämlich die Entstehung des Lebens. Wenn man sich nur die Komplikation vorstellt, die mindestens gegeben sein muß, um einem Lebewesen die Fähigkeit zur Vermehrung, also zur Selbst-Reduplikation, und gleichzeitig eine ausreichende Regulationsfähigkeit zu verleihen, so gelangt man zu einer Mindestkomplikation, die die zufällige Entstehung dieses Mechanismus enorm unwahrscheinlich macht, fast noch unwahrscheinlicher als die Entstehung der menschlichen Kultur. Ich definiere Kultur als die Fähigkeit, traditionelles Wissen zu kumulieren, wobei begriffliches Denken und Wortsprache die Grundlagen dieser Kumulationsfähigkeit sind. Die beiden großen Stufen in der Geschichte des Lebendigen, der Sprung vom Anorganischen zum Organischen und der Sprung von einem

Wesen, das nur Erbanlagen kopieren kann zu einem solchen, das »Gehirnwissen« kopieren kann, sind ähnlicher Größenordnung. Es ist also vom rein biologischen, wenn Sie wollen, rein materiellen Standpunkte aus gesehen, der Unterschied zwischen den höchsten Tieren und dem Menschen ungefähr der Stufe, dem Hiatus, um mit Nicolai Hartmann zu sprechen, vergleichbar, der das Organische vom Anorganischen trennt. Dies alles muß man sagen, um dem Glauben entgegenzutreten, daß die Naturforschung, vor allem die Verhaltensforschung, als deren Vertreter ich hier zu Ihnen spreche, den Unterschied zwischen Mensch und Tier unterschätzt. Im Gegenteil, die Leute, die uns vorwerfen, das zu tun, ahnen sehr oft gar nicht, wie groß der Unterschied zwischen den gescheitesten Tieren und der Menschheit tatsächlich ist. Warum aber legen wir so großen Wert darauf, dieses Phänomen »menschlicher Geist« naturwissenschaftlich zu erfassen? Alles, was ich bisher gesagt habe, mag Ihnen als ein Hymnus auf den menschlichen Geist geklungen haben, und das war es auch. Aber der menschliche Geist »ist auch nur ein Mensch«. Der menschliche Geist kann *krank* werden. Das Wort Geisteskrankheit sollte eigentlich in den Geisteswissenschaftlern schon Widersprüche erwecken, denn wie kann etwas Außernatürliches, der Natur Entgegengesetztes, krank werden? Das, was herkömmlicherweise als Geisteskrankheit bezeichnet wird, ist denn auch gar nicht die Erkrankung des Geistes, von der ich jetzt rede. Die Erkrankung des menschlichen Geistes kann nach der Definition des menschlichen Geistes als eines überindividuellen Wissens, Könnens und Wollens immer nur eine Krankheit sein, die, vom Individuum aus gesehen, eine epidemische Krankheit ist. *Die wirkliche Erkrankung des Geistes einer Kultur kann man auch als einen Massenwahn bezeichnen.* Wenn z B. heute ein ganz großer Teil der Menschen

überzeugt ist, daß wirtschaftlicher Gewinn das allerwichtigste ist, und daß der wirtschaftliche Gewinn in exponentieller Kurve immer größer werden muß und kann, so ist das ein echter Massenwahn. Wie weit er verbreitet ist, können Sie nach dem totalen Unverständnis ermessen, dem Sie begegnen, wenn Sie dem durchschnittlichen Menschen erklären wollen, was unser Bundespräsident in seiner Rede heute zu Mittag in so wunderschönen und vom Naturwissenschaftler Punkt für Punkt zu unterschreibenden Worten gesagt hat.

Lassen Sie mich ein zweites Beispiel einer Geisteskrankheit geben. Die menschliche Kultur hat die höchst gefährliche Eigenschaft, sich immer schneller zu verändern, was als eine Folge der Vererbung erworbener Eigenschaften zu verstehen ist. Die Wissenskumulation geht so schnell vor sich, daß traditionell festgelegte Verhaltensnormen der Notwendigkeit der Veränderung nicht rasch genug nachkommen können. Die sich daraus ergebenden Unzulänglichkeiten mancher Überlieferungen lassen die Jugend an dem Wert der Tradition als solcher zweifeln. Tatsächlich wird ja das, was an kulturellen Normen von Generation zu Generation tradiert wird, von Generation zu Generation immer rascher obsolet. Zu Abrahams Zeiten war der Sprung von Generation zu Generation klein, aber die Kurve geht, allmählich steiler werdend, aufwärts. Heute ist die Kurve so steil geworden, daß die Menge der traditionellen Normen, die von einer Generation zur nächsten obsolet wird, so sehr anwächst, daß ein kritischer Punkt erreicht ist. Der Abstand zwischen den Generationen wird so groß, daß die Jugend über der Menge des Veralteten wichtige Teile der kulturellen Tradition aus dem Gesicht verliert, die unbedingt weitergegeben werden müssen, wenn die Kultur erhalten bleiben soll. Deshalb will die Jugend die Eltern mit dem Bade ausschütten, d. h. alle Tra-

ditionen in Bausch und Bogen über Bord werfen, was ihr von Herrn Marcuse ja expressis verbis geraten wird, der der irrigen Meinung frönt, daß, wenn wir die Tradition über Bord werfen würden, von selber eine neue und bessere Kultur wüchse. Wenn wir alle unsere Traditionen über Bord werfen, sind wir nicht zurück in Cromagnon, sondern wir sind zurück im Neandertal und wahrscheinlich in einem verkarsteten Neandertal, in dem eine neue Kultur so leicht nicht wieder wächst.

Meine Damen und Herren, ich schließe mit einem Bild. Der naive Realist blickt nur nach außen und ist sich nicht bewußt, ein Spiegel zu sein, ein photographischer Apparat, der die Welt photographiert. Der Idealist blickt nur in den Spiegel und kann bei seiner Blickrichtung weder sehen, daß es eine reale Außenwelt überhaupt gibt, noch auch, daß der Spiegel, in den er blickt, eine nicht-spiegelnde Hinterseite hat, die den Spiegel in eine Kategorie mit den gespiegelten Dingen, mit den Dingen der realen Außenwelt stellt. So lang man nicht die Verantwortung auf sich lasten fühlt, diesen Spiegel zu reparieren, wenn er nicht mehr funktioniert, so lange braucht man sich um seine Funktionseigenschaften nicht zu kümmern. Erst wenn alles schief geht, wird man den Geist zum Gegenstand der Naturforschung machen müssen.

CARL ZUCKMAYER

DER RATTENFÄNGER

Die folgende Szene aus dem noch nicht veröffentlichten Schauspiel »Der Rattenfänger« wurde vom Verfasser in der Öffentlichen Sitzung des Ordens am 31. Mai 1972 verlesen.

IX.

Studierzimmer des Dekans und Weihbischofs Ludger Humilis Hamelonis. Ein romanischer Bogen, ein hölzernes Stehpult mit Kruzifix, Schemel.

Ludger ist ein gebrechlicher alter Mann, mit klaren Augen und einer festen Stimme. Er trägt dunkelviolette Soutane und ein silbernes Kreuz auf der Brust.

Bei ihm sind Coelestin und Johannes van Lüde, der gelähmte Sohn der Kammerfrau Elken.

LUDGER: Gegenstand unserer heutigen Rhetorikstunde?

JOHANNES: De desideratione Dei.

LUDGER: Wie übersetzen wir das?

COELESTIN: Von der Begierde Gottes.

JOHANNES: Ist das der Sinn? Meint es Gottes Begierde, oder die Begierde nach Gott?

LUDGER: Denke zum Vergleich an Amor Dei. Es kann die Liebe Gottes sein, aber auch des Menschen Liebe zu Gott.

JOHANNES: Und desideratio kann die Begierde heißen, aber noch mehr der Wunsch, die Sehnsucht.

COELESTIN: Also heißt es des Menschen Sehnsucht nach Gott. Denn könnte Gott sich sehnen, nach sich selbst?

JOHANNES: Wenn Gott alle Empfindungen in uns gelegt hat, deren wir fähig sind, so müssen auch alle Empfindungen in ihm, nämlich in seinem unendlichen Wesen, vorhanden sein. Desideratio – wenn ich das Wort mit Sehnsucht übersetzen darf –

LUDGER: *(nickt)*

JOHANNES: – wäre also eine der Eigenschaften Gottes, die ohne Zahl sind, wie die Eigenschaften und Erscheinungen der natürlichen Welt, und doch ein Wesen, ein Ganzes. Wäre es nicht denkbar, daß im Wesen Gottes eine Sehnsucht schlummert, nach einer Vollkommenheit der Welt, welche er unvollkommen geschaffen hat, damit sie sich selbst vollende?

LUDGER: Durch die Mittlerschaft Jesu Christi, des Gottessohns.

JOHANNES: Auch dieser, welcher ja selbst göttlichen Wesens ist, empfand jene Sehnsucht, – denn was anderes wäre die Menschenliebe, als der Wunsch, den Menschen vollkommener zu machen?

COELESTIN: Dann war meine erste Übersetzung nicht falsch, wenn auch unbedacht. Bedenke ich sie recht – *(Blick zu Ludger)*

LUDGER: Sage was du denkst.

COELESTIN: – so wäre die Begierde oder die Sehnsucht nach Gott kaum eine natürliche Eigenschaft des Menschen.

LUDGER: Wie kommst du darauf?

COELESTIN: Kann sich ein Mensch nach etwas sehnen, das er nicht kennt? oder das er sich – nicht vorstellen kann, auch wenn er daran glaubt?

JOHANNES: Ich glaube, man kann sich *nur* nach dem sehnen, was man nicht kennt. Der Blinde nach dem Licht, der Taube nach dem Laut – *(fast beschämt)* – der Lahme –

COELESTIN: Von alledem *weiß* der Mensch, denn man hat zu ihm gesprochen. Gott aber spricht nicht zu uns. Oder – er spricht nicht mehr.

LUDGER: ER hat gesprochen, woher weißt du, daß er nicht wieder sprechen wird?

COELESTIN: Ich glaube nicht, daß ich ihn hören könnte.
Er hat gesprochen zu den Auserwählten, – zu den Propheten.

LUDGER: Und zu den ersten Menschen, im Paradies.

COELESTIN: Das haben wir verloren, das Paradies.

JOHANNES: Doch wir erinnern uns.

COELESTIN: Ich kann mich nicht erinnern, an das, was vor meinem Leben war.

LUDGER: Johannes, du kaust an einem Gedanken. Sprich ihn aus.

JOHANNES: Auch wenn er – den Vorgang unserer leiblichen Geburt betrifft?

LUDGER: Warum nicht? Sie ist der Quell des kreatürlichen Lebens.

JOHANNES: Ich denke mir oft, daß ich vor der Geburt von

meiner Mutter umgeben war, in ihrem Leib, ohne sie zu kennen. Dann brachte sie mich zur Welt, und ich kenne sie nun und lebe mit ihr. So, glaube ich, sind wir als Lebende von Gott umgeben, ohne ihn zu kennen. Wenn wir sterben, werden wir ihn erfahren, so wie das Kind seine Mutter, und mit ihm sein. Warum soll ich den Tod fürchten?

COELESTIN: *(leise, beklommen)* Ich fürchte den Tod. Und ich fürchte immer, er könne mich übermannen, – bevor ich wirklich gelebt habe. Ich habe manchmal Angst, einzuschlafen am Abend, weil er kommen könnte, wenn ich nicht bei mir bin.

LUDGER: *(nachdenklich)* Wer sich vorm Tod fürchtet, fürchtet sich auch vorm Leben. Warum bist du so unglücklich, Coelestin? Du bist nicht allein. Du hast ein Heim, du hast Vater und Mutter –

COELESTIN: *(plötzlich ausbrechend)* Ich möchte nie im Schoß meiner Mutter gewesen sein! Nie von *ihr* geboren. Und wenn Gott wäre wie mein Vater, dann würde ich ihn –

JOHANNES: Sprich es nicht aus, – bitte.

LUDGER: *(legt seine Hand mit einer zärtlichen Bewegung auf Coelestins Scheitel, macht mit dem Daumen das kleine Kreuzzeichen auf seine Stirn)*

COELESTIN: Verzeiht mir.

(Es pocht irgendwo, dann treten Gruelhot, von Emmern und von der Campen mit dem Bunting hinzu)

GRUELHOT: Wir bitten, die Störung zu vergeben, hochwürdiger Herr.

LUDGER: *(erfreut)* Die Herren vom Hohen Rat! Bringt Ihr

endlich den flandrischen Architekten mit dem Domplan, auf den ich so lang schon warte!

GRUELHOT: Leider nicht. Wir bringen einen, von dem wir fürchten, daß er Magie treibt.

LUDGER: *(schweigt einen Augenblick, wendet sich zu den Knaben)* Wir unterbrechen die Stunde.
Wartet im Kreuzgang.

DIE BEIDEN: *(gehn. Coelestin wendet sich, während Johannes auf seinen Krücken hinaus humpelt, noch einmal um, mit einem Blick nach dem Bunting, den dieser nicht erwidert)*

LUDGER: Ich höre.

BUNTING: *(tritt rasch auf Ludger zu, beugt das Knie)*
Reverende Diacone, Venerabile Pater, dona mihi sanctam benedictionem.

LUDGER: Du sprichst Latein? Bist du in einem Kloster erzogen?

BUNTING: Dicis.

LUDGER: In welchem? Wie war der Name des Ordens?

BUNTING: Est mihi dictum de secretis condicionibus tacere.

GRUELHOT: Was hat er gesagt?

LUDGER: Es sei ihm geboten, von geheimen Umständen zu schweigen.

GRUELHOT: Dann hat er was zu verschweigen.

LUDGER: Wir kennen die Gründe nicht. Er hat um meinen Segen gebeten, ich werde ihn nicht verweigern.
(Mit der Geste des Segens)
Dominus tecum.

BUNTING: *(die Hände auf der Brust zusammengelegt)*
Et cum spiritu tuo.

(erhebt sich)

LUDGER: Worauf gründet sich euere Anklage?

RICHTER: Es ist noch keine Anklage, doch ein starker Verdacht. Er sagt, er könne die Stadt durch Magie von der Rattenplage befreien. Notgedrungen wollten wir es versuchen, und ihm eine Belohnung aussetzen, – aber nicht ohne geistliche Entscheidung.

LUDGER: Magie, Magie. Ich habe in meinem Leben einige Dutzend Hexenprozesse mitansehen müssen, und bin überzeugt, daß keiner davon gerecht war.
Welche Art von Magie?

RICHTER: Mit einer Zauberpfeife, die er auf sich trägt.

LUDGER: *(streckt die Hand aus)* Darf ich sie sehen?

BUNTING: *(reicht ihm mit einem Kopfneigen die Flöte)*

LUDGER: *(schaut die Flöte an, hebt sie dicht vor seine Augen)*
Eine alte Venezianerflöte, ein schönes Instrument.
(gibt sie ihm zurück)
Hast du den Herren gesagt, sie sei verzaubert?

BUNTING: Ich habe nichts dergleichen gesagt. Ich weiß auch nicht, ob ich es wirklich kann. Es ist ein Versuch, durch einen Pfeifton die Tiere so sehr zu beunruhigen, daß sie blindlings folgen wie auf einer Flucht. Es ist mir einmal gelungen.

LUDGER: Und wohin willst du sie locken?

BUNTING: In die Weser.

LUDGER: Sie können schwimmen.

BUNTING: Nicht in der starken Strömung. Aber auch wenn sie sich retten, kämen sie nicht zurück, die Angst treibt sie weiter.

LUDGER: Ich habe ähnliches gehört. Gebrauchst du irgendeine Formel, oder Beschwörung, bei deinem Versuch?

BUNTING: Nichts als den Pfeifton, in einer bestimmten Wiederholung.

LUDGER: Du rufst nicht den Bösen?

BUNTING: Ich kenne mein Taufgelübde.

LUDGER: Und du bist bereit, dies auf die Bibel zu beschwören?

BUNTING: Ich schwöre.

LUDGER: So sehe ich keinen Grund zu einem kanonischen Verbot. Laßt ihn, mit Gottes Hilfe, versuchen, was er vermag.

GRUELHOT: Das ist alles, was wir zu hören wünschten. Darf ich –

LUDGER: Noch eine Frage.

(winkt den Bunting nah zu sich heran, sieht ihm in die Augen)

Ich frage dich nicht, wo du deine Künste gelernt hast, ich kann mir denken, daß es nicht in der Klosterschule war. Aber sag mir die Wahrheit.

Fühlst du in deiner Seele eine Lockung, Macht auszuüben über andere Geschöpfe, Tier oder Mensch?

Stehst du in solcher Versuchung?

Hast du böse Träume, im Schlaf oder im Wachen?

BUNTING: *(nach einem Zögern)*

Ich könnte auf diese Fragen nur im Beichtstuhl antworten.

LUDGER: Er steht dir offen.

Jetzt kannst du gehn.

BUNTING: *(mit einer kurzen Kniebeuge, wendet sich rasch)*

GRUELHOT: *(vertritt ihm den Weg)*

Nicht allein. Wir betrachten diesen Mann als Häftling.

LUDGER: Warum? Hat er im Bereich dieser Stadt eine Straftat begangen? Besteht begründeter Verdacht, daß er ein Unrecht begehen will?

RICHTER: Das nicht. Aber er ist ein Fremdling, und als solcher bereits ein verdächtiges Element.

LUDGER: Das ist kein Grund. Hat er sich durch Bettelei lästig gemacht? Treibt er sich ohne Bleibe herum?

GRUELHOT: Er hat Arbeit und Unterkunft, als Gehilfe beim Kleinen Henker. Das ist keine ehrliche Arbeit.

LUDGER: Gebt ihm eine bessere, falls er der Stadt nützlich geworden ist. Ihr braucht ihn deshalb nicht der Freiheit zu berauben.

(zum Bunting)

Ich habe gesagt, du kannst gehen.

BUNTING: *(verneigt sich, geht)*

GRUELHOT: Wäre es nicht besser, ihn bewachen zu lassen?

LUDGER: *(mehr zu sich selbst)* Es ist weiser, einem Menschen, der in Versuchung ist, Vertrauen zu schenken. Das mag uns helfen.

GRUELHOT: Wir danken dem hochwürdigen Herrn Dekan.

(sie gehen)

RICHTER: *(im Gehen, zu den andern)* Er kommt nicht weit. Alle Tore sind besetzt.

LUDGER: *(allein, legt die Hand vor die Augen)*

COELESTIN und JOHANNES: *(kommen zurück)*

COELESTIN: *(schaut Ludger an, mit dem Blick einer brennenden Frage)*

LUDGER: *(nimmt die Hand von den Augen, erwidert seinen Blick)*

Du hast eine Frage, Coelestin. Kennst du diesen Fremden?

COELESTIN: Ich habe ihn nur einmal kurz gesehen.

LUDGER: Und warum nimmst du Anteil an ihm?

COELESTIN: Ich weiß es nicht.

LUDGER: Wir wollen unsere Stunde im Garten fortsetzen.
Es ist eng hier drinnen.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS IM THEATER DER STADT BONN 29. MAI 1973

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Eure Exzellenzen, Meine Herren Minister,
Meine Herren Abgeordneten des Bundestages,
Magnifizenz, Herr Bürgermeister,
Meine Herren Vertreter der Kirchen, von Akademien und wissenschaftlicher Institutionen, Mitglieder des Wissenschaftsrates, des Bildungsrates und der Deutschen Forschungsgemeinschaft,
Meine Damen und Herren!

Namens des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste habe ich die Ehre, Sie alle zu begrüßen und Ihnen für Ihr Erscheinen und die Verbundenheit mit dem Orden, die daraus spricht, zu danken. Vor allem möchte ich Ihnen, Herr Bundespräsident, den besonderen Dank dafür aussprechen, daß Sie als unser Protektor auch an der diesjährigen öffentlichen Sitzung teilnehmen, nachdem Sie uns bereits heute durch Ihren Besuch in der Sitzung des Kapitels abermals gezeigt haben, wie stark und unvermindert Ihr Interesse an allem ist, was den Orden berührt und bewegt und in welchem Maße Sie mitempfinden, was seinen Sinn und seine Bedeutung gerade in unserer Zeit,

ja in unseren Tagen ausmacht. Das Kapitel dankt Ihnen dafür ganz besonders.

Erlauben Sie mir, wenn das auch schon vor geraumer Zeit durch die Presse der Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht worden ist, hier in aller Form bekannt zu geben, daß der Orden bei seiner letztjährigen offiziellen Sitzung den Gartenarchitekten und Landschaftsplaner WALTER ROSSOW und den Maler FRITZ WINTER, beide Herren in der Gruppe der Künstler, als inländische, den Althistoriker ANDREAS ALFÖLDI aus Princeton, den Biochemiker SIR HANS KREBS aus Oxford und den Bildhauer HENRY MOORE ebenfalls aus England zu ausländischen Mitgliedern gewählt hat. Ich freue mich ganz besonders, daß wir heute von den neugewählten Ordensmitgliedern Herrn Alföldi, Sir Hans Krebs und Herrn Rossow hier bei uns begrüßen können, also auch zwei der ausländischen Mitglieder. Der Orden hat ja seit seiner Gründung im Jahre 1842 sich aus inländischen und ausländischen Persönlichkeiten in nahezu gleicher numerischer Stärke zusammengesetzt. Während das Kapitel gewöhnlich die Zahl 30 umfaßt, gehören zur Zeit 25 ausländische Mitglieder dem Orden an. Außer den Neugewählten und zum ersten Mal unter uns Weilenden heute auch ALBIN LESKY, den klassischen Philologen aus Wien; EMIL STAIGER, den Literaturhistoriker aus Zürich; und LORD TODD, den Chemiker (und Nobelpreisträger) aus Cambridge willkommen heißen zu dürfen, ist uns eine ganz besondere Freude, denn wir sehen nach wie vor – wie es auch im Sinne der Gründer lag – im Orden eine sich aus Wissenschaften *und* Künsten zusammensetzende Gemeinschaft, die an keine Grenzen irgendwelcher Art gebunden ist, bei der vielmehr das Gefühl der Zugehörigkeit und des Dienstes an *einer* Sache die Mitglieder bestimmt und leitet. Wir haben in der Kapitelsitzung heute vier

inländische und drei Mitglieder aus dem Ausland dem Orden zugewählt.

Ich darf wohl sagen, daß die inoffizielle Ordenstagung, die vom 29. September bis zum 1. Oktober, also im letzten Herbst, in Karlshafen an der Weser stattgefunden hat, gerade unter diesem Zeichen der Gleichgestimmtheit und Zusammengehörigkeit stand. Dort sind einige Themen in freier, nicht lange vorgesehener, aber gemeinsamer Aussprache von Angehörigen der Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Künste erörtert worden.

Der Orden hat, seit wir uns hier zum letzten Mal zusammengefunden haben, drei Mitglieder durch den Tod verloren: den Rechtsgelehrten ERICH KAUFMANN, den Byzantinisten GYULA MORAVCSIK und den Architekten PAUL SCHMITTHENNER. Ihnen werden anschließend besondere Worte des Gedenkens gewidmet werden. Den Angehörigen der Verstorbenen, die heute hier bei uns sind, Frau Hedwig Kaufmann und Frau Elisabeth Schmitthenner, entbiete ich den Gruß des Ordens und versichere Sie auch an dieser Stelle der Anteilnahme des Kapitels an Ihrem Verlust, der auch den Orden schwer traf.

Erich Kaufmann und Paul Schmitthenner haben seit der Neubelebung 1952, die auf dunkle Jahre in der Ordensgeschichte gefolgt ist, dem Kapitel angehört. Beide sind unter den 27 Frauen und Männern gewesen, die damals dank der Initiative von Theodor Heuss den neuerstandenen Orden bildeten. Aber darüber hinaus war Paul Schmitthenner seit 1959 zweiter, von 1964 an erster Vizekanzler und hat in diesen langen Jahren dem Orden bedeutende Dienste geleistet. Erich Kaufmann war von 1955 bis 1959 zweiter Vizekanzler, wurde dann aber als Nachfolger von Max Hartmann zum Kanzler des Ordens gewählt. Die Kanzlerschaft, die er bis 1965 ausübte, macht aber nur

einen Teil seines außerordentlichen Wirkens für den Orden aus. Darüber stehen mir, als seinem zweiten Nachfolger, vielleicht einige Worte zu.

Als im Jahre 1955 die erste Satzung des wiederbelebten Ordens entworfen worden ist, war Erich Kaufmann stark daran beteiligt; vor allem ist er darauf bedacht gewesen, durch die neue Satzung das, was an der Tradition und der inneren Kontinuität des Ordens gut war, auch für die Zukunft zu sichern. Dabei wurde ebenso Bedacht auf den Status der inländischen wie der ausländischen Mitglieder genommen. Acht Jahre später hat Erich Kaufmann dann als Ordenskanzler durch ein Memorandum die Grundlage zu einer Neufassung gelegt, die insbesondere das Wahlverfahren von neuen Mitgliedern, aber auch das von Kanzler und Vizekanzlern den gegenüber der vorausgegangenen Zeit sehr veränderten Verhältnissen anpaßte. Dieses Memorandum zeigt jedem, der es liest, auch heute noch, mit welch tiefer Anteilnahme, Klarheit und Scharfsichtigkeit, aber auch mit welch nüchtern-sachbezogenem Ernst der Kanzler Erich Kaufmann diese Aufgabe bewältigt und wie er sich dabei als Fürsprecher für die Unabhängigkeit und für die durch keinerlei ephemere Strömungen beeinflußbare Haltung des Ordens erwiesen hat. Das soll und wird bei uns ebenso wenig vergessen werden wie das, was Erich Kaufmann am 25. November 1962 bei der öffentlichen Sitzung in Berlin – 120 Jahre nach der Gründung des Ordens, 40 Jahre nach der Erneuerung durch Adolf Harnack und 10 Jahre nach der durch Theodor Heuss – in seiner großen Rede zu uns gesprochen hat.

Wir leben in einer Zeit stärkster, tiefgreifender Veränderungen, die so gut wie kein Land unberührt lassen, – Veränderungen auf fast allen Gebieten, dem gesellschaftlichen, dem kulturellen, dem politischen, die uns als einzelnen, die Nation, das

Volk vor sehr schwerwiegende Entscheidungen, auch uns selbst gegenüber, stellen oder doch jeden, der über sich hinaus zu sehen und zu empfinden vermag, stellen sollten. Das Thema des heutigen Vortrags, zu dem ich, gemeinsam mit den Herren Vizekanzlern, THEODOR ESCHENBURG gebeten habe, gilt einer vor mehr als fünfzig Jahren gefällten Entscheidung, die also schon lange Geschichte geworden ist, die aber von außerordentlicher Wirkung war, von Folgen, die bis heute spürbar sind. Wer die Wochen und Monate, die dieser Entscheidung vorausgingen, noch in Erinnerung hat, weiß, wie damals ein in seiner Tiefe aufgewühltes, aber sehr gegenwartsnahes, kritisches und keineswegs nur auf materielle Lebensziele ausgerichtetes Volk, das neue Ordnungen und neue Wege zu suchen genötigt war, nicht nur in seinen Parteien und gewählten Vertretern, sondern in allen seinen Schichten leidenschaftlichen Anteil an dieser Entscheidung genommen hat.

Wir hören nunmehr die Nachrufe. Es werden ehren:

Herr Theodor Schieder den Rechtsgelehrten ERICH KAUFMANN,
Herr Gerhard Marcks den Architekten PAUL SCHMITTHENNER,
Herr Albin Lesky den Byzantinisten GYULA MORAVCSIK.

Anschließend hören wir dann den Vortrag von THEODOR ESCHENBURG: »Die Entscheidung der Weimarer Nationalversammlung über den Versailler Friedensvertrag im Juni 1919«.

ERICH KAUFMANN

21. 9. 1880 – 5. 11. 1972

E Kaufman

Gedenkworte für

ERICH KAUFMANN

von

Theodor Schieder

Am 5. November 1972 ist Erich *Kaufmann* im 93. Lebensjahr von uns gegangen, ein großer Gelehrter, aber auch ein Mann der Tat, der das Recht nicht nur theoretisch vertrat, sondern der ihm auch unter den widrigsten Umständen Geltung in der Wirklichkeit verschaffen wollte und verschaffte; schließlich eine Persönlichkeit, in der sich das deutsche Schicksal vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik wie in einem Brennspiegel zusammenfassen läßt. Kaufmann, der im Jahre 1880 geboren wurde, wuchs im monarchischen Nationalstaat heran, mit dem er innerlich verbunden war, ohne daß er ihn je als das letzte Wort der Geschichte auffaßte. Der im Jahre 1913 zum ordentlichen Professor der Rechtswissenschaften in Königsberg ernannte Jurist nahm am I. Weltkriege als bayerischer Offizier teil. Schwer verwundet kehrte er zurück und erlebte in Berlin, wo er seit 1917 lehrte, den ersten großen Umbruch in der Ge-

schichte des deutschen Nationalstaats. Er stellte sich, was für seine innere Haltung in seinem ganzen Leben charakteristisch bleiben sollte, nicht abseits, als nach dem Zusammenbruch der Monarchie der neue parlamentarisch-liberale Staat aufgebaut wurde. Mit eigenen Entwürfen beteiligte er sich an der Schöpfung der neuen deutschen Verfassung, und er fand ein neues Feld des Wirkens in der Rolle des juristischen Experten, der mit diplomatischem Auftrag an vielen neuralgischen Punkten der Versailler Ordnung tätig wurde: in Oberschlesien, in Fragen der deutschen Minderheit in Polen, in Danzig, in Memel, in der Frage der deutsch-österreichischen Zollunion, in den Reparationsproblemen. So leidvoll für ihn die Beschäftigung mit diesen durch den Frieden von Versailles aufgeworfenen großen und kleinen Konflikten gewesen sein mag, sie war für ihn zweifellos die hohe Schule des Völkerrechts, dem er mit seinem ungebrochenen Glauben an das Recht als einer wirklichen und wirksamen Macht gegenübertrat. In dem Gestrüpp der völkerrechtlichen Lehrmeinungen und Schulen fand er eine selbständige Position, die die Realitäten der Macht und des staatlichen Egoismus immer in Rechnung stellte, ohne daß er jemals an der Kraft des Rechts irre wurde, diese eindämmen zu können. Dies war schon der Grundgedanke seiner mancher Kritik ausgesetzten Schrift von 1911 »Das Wesen des Völkerrechts und die clausula rebus sic stantibus« gewesen.

Kaufmann hat bemerkenswerterweise zum Vertrag von Versailles und der von ihm geschaffenen Macht- und Rechtsordnung im ganzen geschwiegen und hat auch nie die Frage der Revision direkt angeschnitten. Sein pragmatisches Denken richtete sich nur auf Fragen, bei denen durch rechtliche und vertragliche Vereinbarungen Milderungen erreicht werden konnten. Revisionismus durfte für ihn nie die internationale

Ordnung in Frage stellen. Seine grundsätzliche Einstellung faßte er einmal bei einer Würdigung der Locarno-Verträge zusammen, wo er von dem »rein negativen Nationalismus« sprach, den die Gegner einer Ratifizierung dieser Verträge an den Tag legten; hier bekennt er sich zu einer »gesunden, positiven, extremen Nationalismus und Internationalismus ablehnenden, aber zu einer internationalen Ordnung strebenden konservativen und nationalen Politik«. Kaufmanns Grundpositionen, wie sie hier sichtbar werden, standen der englischen Torydemokratie nahe, die in Deutschland nie eine Verwirklichung gefunden hat. Zu Beginn der dreißiger Jahre entfernte sich die innere und auswärtige Politik immer weiter davon; der Wirkungsraum eines Mannes von der Gesinnung Kaufmanns wurde zwangsläufig enger. Noch 1932 warnte er vor der moralischen Isolierung, die auf die Dauer jede Großmacht mattsetzen müsse. Die Ereignisse von 1933 haben dann schließlich seiner damaligen Tätigkeit ein Ende gesetzt. Er hat aber die Möglichkeit der Emigration jahrelang von sich gewiesen, ja mit einem, man muß sagen, großartigen Mut und mit einer Vitalität, die im Glauben an das Recht ihre Rechtfertigung suchte, noch bis zum Januar 1939 in seinem Hause in Berlin-Nikolassee mit einem erlesenen Kreis ein privates Seminar abgehalten. Erst bei seiner unmittelbaren Lebensbedrohung ist er 1939 nach Holland gegangen.

Nach dem Ende des Dritten Reiches und des Krieges war Erich Kaufmann unter den ersten, die in das geschlagene und zerstörte Deutschland zurückkehrten. Als Professor in München und dann in der für ihn im wörtlichen und übertragenen Sinne geschaffenen Rolle als Rechtsberater des wiederbegründeten Auswärtigen Amts hat er dem Lande seine Dienste geleistet, aus der er nur wenige Jahre zuvor hatte weichen müssen. Man kann

die Haltung, die er hier zeigte, nur mit dem vielleicht altmodisch klingenden Begriff des Patriotismus kennzeichnen. Kein Bruch in der politischen Tradition, keine persönliche Verunglimpfung hat ihn an seiner Pflicht irre werden lassen, für Deutschland, dessen Staat zerbrochen war, die letzten Möglichkeiten des Rechts auszuschöpfen, um es wieder zu einer geformten politischen Kraft werden zu lassen. Nach der großen Zäsur in seinem Leben ist es jetzt das Deutschland unter fremder Besatzung, das zum Gegenstand seines Denkens und Wirkens werden sollte. So entstand schon 1948 die durch ihre von keinen Emotionen getrübte Klarheit, aber auch durch ihre gedankliche Kühnheit hervorstechende Schrift »Deutschlands Rechtslage unter der Besatzung«; hier hat Kaufmann wohl als erster in dem Streit um den Untergang des Deutschen Reiches die Formel von der Handlungsunfähigkeit Deutschlands gefunden und den Versuch unternommen, die Idee der Treuhänderschaft auf das alliierte Besatzungsregime anzuwenden, das von ihm als »treuhänderisch gebundene Fremdherrschaft« bezeichnet wurde. Der Rechtsberater des Auswärtigen Amts, über dessen Tätigkeit wir eine schöne Würdigung von einem seiner engsten Mitarbeiter besitzen, hat in weit verantwortlicherer Stellung als nach dem I. Weltkrieg in die Entscheidungen der deutschen Außenpolitik eingegriffen und die Rückkehr des westlichen Deutschland in den Kreis der Völker durch seinen tätigen Rat mitbereitet. Dabei galt sein Interesse weniger der Teilung Deutschlands und den damit aufgeworfenen Rechtsproblemen als der völkerrechtlichen Stellung der Bundesrepublik im System der westlichen Mächte. Im Jahre 1958 zog sich Kaufmann im Alter von 78 Jahren von seinem letzten, politisch einflußreichsten Amte zurück. 14 Jahre eines gesegneten Alters waren ihm noch vergönnt. In diese Jahre fällt sein tatkräftiges und

umsichtiges Wirken für das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, dem er seit dessen Wiederbegründung im Jahre 1952 angehörte. Von 1955 bis 1959 war er Vizekanzler, in den Jahren 1959 bis 1964 Kanzler des Ordens, dem er durch seinen Einfluß auf Zusammensetzung und Rechtsgestalt bleibende Züge eingeprägt hat.

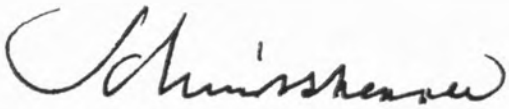
Das literarische Lebenswerk dieses ungewöhnlichen Mannes liegt in den drei Bänden seiner Gesammelten Schriften vor, die das Ergebnis seines wechselvollen Lebens in seinen einzelnen Hervorbringungen enthalten. Die Verknüpfung zu einem Gesamtwerk, die Summe, schrieb er in einer einzigartigen Form durch seine Einleitungen, die, oft aus der Distanz von Jahrzehnten, aus vielen Einzelarbeiten ein Ganzes machen, ein Ganzes, hinter dem die geschlossene Einheit eines bedeutenden Lebens steht. Kaufmann war als Jurist weder Positivist noch bloßer Praktiker, sondern ein Gelehrter, für den die Rechtswissenschaft in den beiden Elementen Geschichte und Philosophie gründete. In einer scharfen, seine entgegengesetzte Position in oft polemischen Formulierungen zum Ausdruck bringenden Schrift »Kritik der neukantianischen Rechtsphilosophie« distanzierte er sich von dieser auf die Rechtswissenschaft seiner Zeit großen Einfluß ausübenden Schule, die keine Halt gebende Weltanschauung sei und dem Positivismus der Zeit verfallen bleibe. Im Grunde stieß den an der Geschichte orientierten Juristen das System der »leeren Formen«, der nur formalen Begrifflichkeit des Neukantianismus ab. »Die abstrakte, *nur* durch rationales Denken gewonnene Form«, schrieb er am Ende, »... ist hart und starr: in ihr ist ein Leben nicht möglich; und sie kann nicht sterben, weil sie tot ist.«

Kaufmanns Denken war durch Hegel geprägt, er war einer der letzten Hegelianer, für den Hegels Rechtsphilosophie, dieses

epochale, Gegner und Befürworter faszinierende Werk, noch nicht seine uneingeschränkte Verbindlichkeit verloren hatte. Kaufmanns Anschauungen vom Staat und von der Völkerrechtsordnung haben in Hegel ihre Wurzel: Hegel war es, der ihm »die radikalste und tiefste Ablehnung jeder bloß normativen, sowie jeder auf Existenzialismus und Voluntarismus gegründeten Rechtsauffassung« zeigte. Damit war der Trennungsstrich gezogen sowohl gegenüber dem reinen Rechtsnormenstaat Hans Kelsens wie gegenüber der Integrationslehre Rudolf Smends und dem Dezisionismus Carl Schmitts. Für Kaufmann war es der historische Staat, ein »Gebäude des objektiven Geists«, und die Geschichte als die Selbstverwirklichung des Geistes, die eine unauflösliche Verbindung eingegangen sind. Wenn Erich Kaufmann Hegel bis hierher folgen kann, so erinnert er sich gerade an dieser Stelle des berühmten Satzes: »Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks, die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr.« Ein Wort, das für Kaufmann die Summe seiner persönlichen und zeitgeschichtlichen Erfahrungen einschließt und die Grenzen aufzeigt, die dem Staat als einer Schöpfung des objektiven Geistes gesetzt sind. Erst das Reich des absoluten Geistes: Kunst, geoffenbarte Religion, Philosophie, so schließt er mit Hegel, kann die letzte Befreiung des Geistes herbeiführen. Über dem Staat steht etwas Höheres, dem sich dieser große Jurist verpflichtet fühlte, dessen Gedenken wir in dieser Stunde feiern.

PAUL SCHMITTHENNER

15. 12. 1884 – 11. 11. 1972



Gedenkworte für

PAUL SCHMITTHENNER

von

Gerhard Marcks

Im vergangenen Jahr starb unser langjähriger Vizekanzler Paul Schmitthenner. Verzeihen Sie, wenn ich als nicht vom Fach hier seinen Nachruf halte – ich war mit ihm befreundet, das gibt mir vielleicht die Berechtigung zu dem Versuch, Ihnen das Bild dieses ungewöhnlichen Mannes noch einmal vor Augen zu führen.

Erinnern Sie sich: eine athletische Erscheinung, das mächtige Haupt von wallendem braunem Haar umgeben – recht wie man sich im Volk einen Künstler eher denn einen Architekten vorstellt, ein Exemplar, an dem die Natur rundum ihre Freude hatte.

So trat er mit frohem Selbstbewußtsein seinen Weg an; ein großes Formtalent war ihm als Erbe alemannischer Kultur in die Wiege gelegt. Alles ließ sich gut an: mit 23 Jahren war Schmitthenner Stadtbaumeister im elsässischen Colmar. Und

das lieblichste anmutigste Mädchen, seine Braut aus Kinderjahren, wurde seine Frau. Woran konnte es ihm fehlen? Bereits war die Welt auf ihn aufmerksam geworden, sein Ruf als Architekt war gemacht.

Große und neue Aufgaben übertrug ihm die preußische Regierung schon vor dem ersten Weltkrieg, die Siedelungen in Breslau-Carlowitz, Plaue und Staaken bei Berlin. Die Arbeitersiedsiedlung Staaken, 1914–16 entstanden, war wohl die erste größere vollständig nach einheitlichem Plane durchgeführte Kleinwohnungssiedlung – keine öde Aneinanderreihung von Wohnmöglichkeiten, sondern die organische Schöpfung einer neuen Kleinstadt. Wie denn die *kleine* Stadt als kulturbildend der Großstadt vorzuziehen *auch* Tessenows Wunschtraum war. Tessenow im Norden. Schmitthenner im Süden, beide freundschaftlich verbunden, galten als die Erneuerer der Architektur, indem sie auf die *Wurzeln* der Baukunst und auf die letzte große Zeit der Klassik zurückgriffen, – beide einig in dem *einfachen Ernst* der Aussage, dem Wissen um das Maß; die Wirkung nur durch gute Proportionen und *Werkgerechtigkeit* suchend.

1918 als Professor an die Technische Hochschule Stuttgart berufen, wurde Schmitthenner Mitbegründer der berühmten Stuttgarter Schule mit ihrer Lehre vom *einfachen Bauen*. Kann man heute noch nachfühlen, was dieses Programm damals nach generationenlanger Verwirrung der Begriffe geradezu an *Revolutionsstoff* in sich barg?

Aus dieser und späterer Zeit sind die Pläne großer Bauten erhalten, die leider der *Misere der Zeit wegen* nicht ausgeführt oder, wie der Wiederherstellungsbau des Stuttgarter Schlosses, wieder zerstört wurden. Sie zu betrachten ist außerdem graphisch ein Genuß.

Das III. Reich mit dem Wunsch nach Verherrlichung trat auch an Schmitthenner sehr bald heran mit einer großen Versuchung, denn diese Generation glaubte ja noch an die Sendung des Deutschen Geistes. Aber bei näherer Bekanntschaft packte ihn das Grauen und er versagte sich. Sein Freund Bonatz sagte lachend: Du hast eine *große Zukunft hinter Dir!*«

So arbeitete er von nun an abseits seinem Sterne folgend für »*die anständige Minorität*«. Große Aufgaben verhinderte auch bald der Krieg. *Nach* diesem wären das Rathaus in Hechingen als großartiger Abschluß des alten Marktplatzes zu nennen, und etliche Landhäuser, bei denen, im kleinen Maßstabe zwar, Raum und Massen beispielhaft dem menschlichen Wohlbefinden dienstbar gemacht werden. Etwa: das Haus Kienzle bei Baden-Baden: Wie hier die Landschaft in die, möchte ich sagen, zarte Monumentalität des Hauses mit *seinem einbezogenen Schwimmbad* hereinspielt – das ist einfach beglückend; ein Ergebnis hoher Meisterschaft. – Und *im* Hause ist jede Stufe, jede Schwelle, jedes Geländer handwerklich durchgeformt. Man möchte von *lyrischer Architektur* sprechen.

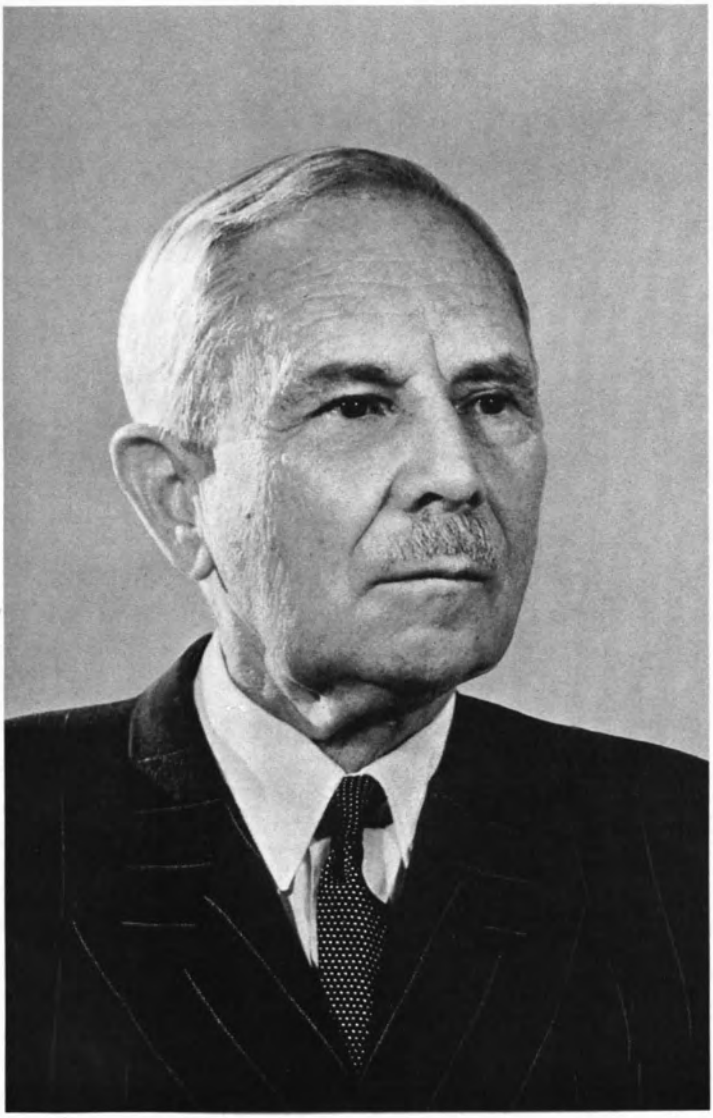
Werkgerechtigkeit! Sein Bauen war durchaus auf ein hochentwickeltes Handwerk gestellt, vom Fügen Stein auf Stein, Balken auf Balken bis in die letzten Einzelheiten. Auf Industriebauten, um deren Formung sich Gropius, Mies und vor ihnen Peter Behrens bemühten, war diese Bauweise nicht anwendbar.

Aber die Umwertung aller Werte in einer totalen Revolution? Der Einbruch nie vorher geahnter Lebensformen, der Aufbruch der Massen, die neuen Erfindungen, neuen Materialien zu neuen Aufgaben – und der Zusammenbruch *der alten Form!* Dies Alles mußte am *sichtbarsten* die Baukunst treffen. Ein dynamisches aber chaotisches Zeitalter verwirft brutal die alten

Gesetze, ohne doch neue aufzustellen. Die oft unbedenkliche Experimentierlust, im Massenhaften wirksam, lacht über alte Grenzen der Zucht und Schönheit. Und es ist die *Technik*, die über das Handwerk triumphiert. Dabei setzen sich Eisen und Beton an die Stelle von Holz und Stein. Die Vorstellung vom *umgrenzten Raum* fällt dem tyrannischen *Verkehr* zum Opfer.
Die Neuerer – und es gibt große Persönlichkeiten unter ihnen – werfen Schmitthenner »Bürgerlichkeit« vor, und im sozialistischen Massenzeitalter ist das »Bürgerliche« das *Veraltete* schlechthin. Indessen läßt das heutige Bauen meist das A und O des Städtebaus den Gemeinsinn *vermissen*. Vom *sanften Gesetz* ist in der Kunst nicht mehr die Rede. Uns quält die Neu-Gier.
So sah Schmitthenner den Tagesruhm zu anderen überwechseln. Es gelüstete ihn nicht, der Mode nachzulaufen – er trug das Schicksal des Generationswechsels.
Die Jugend wird vom Erfolg, vom Beifall geblendet. Man will Alles anders, neu und, natürlich, besser machen. Das Leben lehrt die Grenzen solcher Wünsche, ihre Eitelkeit und Gefährlichkeit. Einsicht des Alters beschränkt sich schließlich darauf, *»möglichst wenig kaputt zu machen«*.
Die Kuppelhalle des Totenmals in Bourdon an der Somme bezeichnete Schmitthenner als sein Testament. Es blieb seine letzte Arbeit. Die Erblindung versagte ihm Bauen wie Entwerfen. Als *Lehrer* wirkte und wirkt er fort in die Tiefe, denn das Ethos seiner Forderung ist zeitlos.
Die Ewigen Gesetze sind *immer* in Gefahr verloren zu werden. Ihre Wiederfindung, ihre Wiedergewinnung ist fast mehr eine ethische als eine formale Aufgabe.

GYULA MORAVCSIK

29. 1. 1892 – 10. 12. 1972



Gy. Moravcsik

Gedenkworte für

GYULA MORAVCSIK

von

Albin Lesky

Am 10. Dezember 1972 hat der Orden sein ausländisches Mitglied, Professor Gyula Moravcsik, durch den Tod verloren. Moravcsik war als Sohn eines Rechtsanwaltes am 29. Januar 1892 in Budapest zur Welt gekommen. Nach Beendigung des Gymnasiums studierte er an der Universität seiner Vaterstadt und zugleich an einer Anstalt besonderer Art griechische und lateinische Philologie. Von 1910 bis 1914 war er nämlich Mitglied des Kollegiums »Eötvös«, einer Institution, die zu Beginn unseres Jahrhunderts von einem weitschauenden Unterrichtsminister nach dem Vorbild der École Normale Supérieure zu Paris geschaffen war. Von allem Anfang an war dieses Kollegium als Ausbildungsstätte einer geistigen Elite der Nation gedacht. An Gyula Moravcsik hat es diese seine Funktion aufs beste bewährt. Im Jahre 1914 promovierte er summa cum laude – das hat es damals in Ungarn noch gegeben. Dann aber griff der erste Weltkrieg nach ihm. Schon im Sommer 1914

rückte er ein und kam 1915 in den verzweifelten Abwehrkämpfen in den Karpaten, die ein Ruhmeskapitel in der traurigen Geschichte dieses Krieges bleiben, in russische Gefangenschaft. Fünf Jahre seines Lebens verbrachte er in Sibirien; ungenützt ließ er aber auch diese bittere Zeit nicht vergehen. Damals hat er das Russische, Neugriechische und Türkische erlernt, wobei gerade das an letzter Stelle genannte für ihn von besonderer Bedeutung werden sollte. Erst 1920 konnte er heimkehren, unterrichtete drei Jahre an einem Mädchengymnasium in Budapest und wurde im Jahre 1923 zum ordentlichen Professor an jenem Kollegium »Eötvös« ernannt, dem er einen wesentlichen Teil seiner Ausbildung verdankte. Es hängt mit der besonderen Struktur dieser Anstalt zusammen, daß sich Moravcsik erst zwei Jahre nach dieser Ernennung an der Budapester Universität habilitierte. Schon während seines Hochschulstudiums hatte sich Moravcsik unter dem Einflusse seines Lehrers Vilmos Pecs byzantinischen Studien zugewandt, und so lautete denn die venia legendi, die er sich erwarb, auf mittelgriechische Philologie. Das junge Fach hatte noch um seine volle Geltung zu kämpfen, und so erreichte Moravcsik erst 1936 eine ordentliche Professur an der Universität Budapest. Wohl war nun die Widmung seiner Lehrkanzel allgemeiner als einer für griechische Philologie umschrieben, das vermochte aber während seiner 30jährigen Lehrtätigkeit dem einmal eingeschlagenen Weg keine andere Richtung zu geben. Moravcsik ist einer der bedeutendsten Byzantinisten unseres Jahrhunderts geworden.

Bei dieser Disziplin handelt es sich um die sehr junge Tochter einer sehr alten Mutter. Diese alte Mutter ist die klassische Philologie, die, wie für manche andere Fächer, auch für die Byzantinistik die Werkzeuge ihrer Methode geliefert hat. Diese aber ist ein Gewächs verhältnismäßig jungen Datums, das kann die

Diadoche in München rasch einsichtig machen. Auf Karl Krumbacher, den eigentlichen Begründer des Faches in der 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, folgte Heisenberg Vater, und dann sind wir über Franz Dölger schon beim gegenwärtigen Inhaber der Lehrkanzel, Professor Hans Georg Beck. Der klassische Philologe blickt mit einem durch die reichen Papyrusfunde allerdings geminderten Neid auf die Byzantinistik als eine Wissenschaft, die mit frischen Kräften noch durchaus beim Ausschöpfen eines schier unermeßlichen Quellenmaterials für die politische und die Kulturgeschichte eines Riesenreiches ist, dessen Dominanz über ein Jahrtausend bis zum Falle Konstantinopels im Jahre 1453 reichte. Gerade in der Erschließung reichsten Quellenmaterials liegt ein besonderes Verdienst Moravcsiks. Er ist ein großer Reisender gewesen, und es ist zu befürchten, daß die Aufzählung all der Länder, die er im Laufe seiner Studien aufsuchte, langweilig werden könnte. Nur die Türkei sei aus einem besonderen Grunde hier angeführt. Nicht nur, daß er so viele neue Quellen erschlossen hat, auch seine Korrekturen bei der Verwertung bereits bekannter sind durchwegs belangreich.

Als Ungar war Moravcsik ein warmer Patriot, und so traten seine byzantinischen Studien in eine besondere Beziehung zu seinem Heimatland. 1934 veröffentlichte er sein Buch »Die byzantinischen Quellen der ungarischen Geschichte«, und manche der 380 Arbeiten, die seine Bibliographie umfaßt, geht in dieselbe Richtung. Aber auch in seinem umfangreichen Hauptwerk handelt es sich um Dinge, die in Ungarns Geschichte eine große, wenn auch schmerzliche Rolle spielten. Wir haben hier schon zweimal, nicht ohne Absicht, Moravcsiks Beziehungen zur Türkei berührt, denn das erwähnte Werk, die zwei Bände Byzantinoturcica, die 1942/43 in erster, 1958 in gewaltig erweiterter zweiter Auflage erschienen sind, ist der Geschichte

und der Sprache der Turkvölker gewidmet. Der erste Band dieses Werkes stellt nach dem Urteil eines Fachmannes praktisch ein Handbuch der byzantinischen Geschichtsschreibung dar, der zweite weist die gesamten Sprachreste der Turkvölker in den byzantinischen Quellen nach.

Ohne daß es möglich wäre, hier auf die Fülle der anderen Arbeiten einzugehen, seien noch zwei Leistungen von besonderer Bedeutung genannt: die kritische Ausgabe der wichtigsten mittelbyzantinischen Texte, der Schrift des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos De administrando imperio, die 1949, und die umfangreiche sagen- und motivgeschichtliche Untersuchung über den Kaiser Basileios I., die 1961 erschienen ist. Daß dies in den Papers von Dumbarton Oakes geschehen konnte, zeugt von der lebhaften Verbindung Moravcsiks mit diesem großen Zentrum byzantinischer Forschung in Amerika. Die internationale Reichweite der historischen, kulturhistorischen, sprachwissenschaftlichen Untersuchungen dieses Gelehrten ist an dem Umstande abzulesen, daß sie Schriften in acht europäischen Sprachen umfassen. Auch die Volksdemokratie Ungarn hat auf die Dienste dieses großen Gelehrten und auf den Glanz seines Namens nicht verzichtet; er hat seine Lehrtätigkeit in Budapest durch die normale Emeritierung beendigt.

Der Größe und Bedeutung seines œuvres entspricht die Fülle der empfangenen Ehrungen. Die Ungarische Akademie hat ihn früh zu ihrem Mitglied gewählt, es folgte die Akademie zu Athen, ferner die bulgarische, bayerische, deutsche, österreichische und serbische Akademie. Den Orden Pour le mérite trug er seit 1967. Es dürfte im Sinne des von uns Gegangenen sein, von zahlreichen anderen Auszeichnungen gerade noch die silberne ungarische Tapferkeitsmedaille zu erwähnen, die er sich in den Karpatenkämpfen erwarb.

REDE VON
THEODOR ESCHENBURG

THEODOR ESCHENBURG

DIE ENTSCHEIDUNG DER WEIMARER NATIONALVERSAMMLUNG ÜBER DEN VERSAILLER FRIEDENSVERTRAG IM JUNI 1919

Am 7. Mai 1919 waren die alliierten Friedensbedingungen, 440 Artikel, der deutschen Delegation in Versailles mit einer fünfzehntägigen Frist zur Beantwortung übergeben worden. Auf die Bedingungen hatte sich der Viererrat – Wilson, Clémenceau, Lloyd George und Orlando – in dreimonatigen Geheimverhandlungen mit äußersten Solidaritätsanstrengungen geeinigt.

An territorialen Abtretungen wurde im wesentlichen gefordert: Elsaß-Lothringen, das ostpreußische Memelland, Oberschlesien, der größte Teil Westpreußens und Posens. Ostpreußen wurde durch einen polnischen Korridor vom Reich getrennt, Danzig als mit Polen wirtschaftlich verbundener Freistaat dem Völkerbund unterstellt und für fünfzehn Jahre das Saargebiet in wirtschaftlicher Bindung an Frankreich. Volksabstimmungen waren in Teilen Ost-, Westpreußens und Schleswig-Holsteins vorgesehen. Die Kolonien wurden nicht zurückgegeben. Die drei Zonen des linksrheinischen Gebietes sollten auf mindestens fünf, zehn und fünfzehn Jahre, aber nur im Falle vol-

ler Vertragserfüllung, besetzt bleiben. Der Anschluß Österreichs wurde faktisch verboten, Deutschlands Eintritt in den Völkerbund auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Die Höhe der Reparationen sollte bei außerordentlich großen Vorauszahlungen von einer interalliierten Kommission erst nach Abschluß des Friedensvertrages festgelegt werden. Eine weitgehende Entwaffnung wurde verlangt. Dazu kamen die beiden sogenannten Ehrenklauseln, nämlich einseitige Anerkennung der Kriegsschuld und Auslieferung des ehemaligen Kaisers wie der sogenannten Kriegsverbrecher zur Aburteilung durch interalliierte Gerichte.

An Wilson und seine vierzehn Punkte, die Grundlage des Friedensvertrages sein sollten, klammerten die Deutschen ihre Hoffnung. Chance und Maßstab der Alliierten war die militärische Niederlage Deutschlands mit der Folge eines Waffenstillstandsabkommens, das es an der Wiederaufnahme des Krieges hinderte. Um den deutschen Wunschtraum zu erfüllen, hätte Wilson seinen Bundesgenossen den Frieden diktieren müssen. Aus Solidaritätsschwäche diktierten diese dem Reich den Frieden und verweigerten mündliche Verhandlungen über die Bedingungen. Die deutsche Regierung und Friedensdelegation wußten in ihrer internationalen Isolierung kaum etwas über die unterschiedliche Einstellung der großen Vier, über den Gang der Verhandlungen, über das Wie und Warum der Bedingungen.

Die Regierungskoalition mit einer fast Vierfünftelmehrheit bestand aus katholischem Zentrum, linksliberalen Demokraten und Sozialdemokraten. Nicht in der Nationalversammlung, aber an der Basis im Hinblick auf Wahlen konnte die Opposition den Regierungsparteien gefährlich werden, von rechts die konservative Deutschnationale und rechtsliberale Deutsche Volks-

partei, vor allem den Demokraten, von links her die Unabhängigen Sozialisten, die USPD, der Sozialdemokratie. Dadurch wirkten sie auf deren Fraktionspolitik ein. Die linken Radikalen, zu denen auch die kleine, aber äußerst aktive Kommunistische Partei außerhalb des Parlaments gehörte, warfen der SPD vor, daß sie die revolutionäre Entscheidungssituation, besonders was die Demokratisierung von Verwaltung und Heer und was Sozialisierung anging, nicht genutzt hatte. Im Gegenteil, die SPD hatte zur Bekämpfung von Unruhen und Aufständen militärische Formationen aus der kaiserlichen Armee unter ihrem Reichswehrminister Noske eingesetzt.

Die Sozialdemokraten verstanden sich »als Nothelfer in einer nationalen Krise, nicht als Führer einer Revolution«. Das gemeinsame Ziel der sehr heterogen zusammengesetzten Koalition war, zunächst so schnell als möglich eine legale demokratische Basis zur Wiederherstellung innerer Ordnung und außenpolitischer Aktionsfähigkeit Deutschlands zu schaffen, die Reichseinheit gegen Bedrohung von innen und außen zu wahren. Groß war die Angst vor dem Bolschewismus, auch bei der Sozialdemokratie.

Das Reichsministerium, die provisorische Bezeichnung der Regierung, bestand aus sieben Sozialdemokraten, je drei Demokraten und Zentrumsabgeordneten sowie dem parteilosen Außenminister Graf Brockdorff-Rantzau. Ohne Stimmrecht gehörten dem Kabinett der preußische Kriegsminister General Reinhardt und der Chef der Admiralität an. Bei der labilen Situation, schon durch die Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Weimar gekennzeichnet, war die Regierung auf diesen militärischen Schutz schlechthin angewiesen. Noch saß in Kolberg die oberste Heeresleitung unter Hindenburg. Deren eigentlicher Chef war General Groener.

Der Reichsministerpräsident Scheidemann, die populärste Erscheinung in seiner Partei, war im Kabinett nur Verhandlungsvorsitzender, ohne eigene durchdachte Konzeption, aber sehr gewandt in der Leitung und ebenso begabt im Ausgleichen. Unumstritten war in der Regierung und der Koalition die Autorität des Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Wiederholt hat er gerade in diesen Wochen, meist zurückhaltend, die Ministerratssitzungen geleitet.

In der Friedenspolitik waren die beiden entscheidenden Figuren Brockdorff-Rantzau und Erzberger, Minister ohne Portefeuille und Waffenstillstandskommissar. Brockdorff, liberaler holsteinischer Aristokrat, seit Kriegsbeginn Anhänger eines Verständigungsfriedens, Gesandter in Kopenhagen, war der außenpolitische Vertrauensmann Eberts und Scheidemanns schlechthin; er wurde persönlich auch allseitig respektiert und war von einer faszinierenden Wirkung auf seine engere Umgebung, gerade die Friedensdelegation. Aber er war wortkarg, ein schlechter Redner und unerfahren in der Innenpolitik. Selbstbewußt, streng und ständig auf Formen bedacht, von einer rigorosen Ehrauffassung und äußerst empfindlich, beanspruchte er, jederzeit zum Rücktritt bereit, die selbständige Führung der Außenpolitik. Als Leiter der sechsköpfigen Friedensdelegation in Versailles, der die Minister Landsberg von der SPD und Giesberts vom Zentrum angehörten, hatte er sich von der Regierung Ermächtigungen in einem Ausmaß ausbedungen, die mit deren parlamentarischer Verantwortung nicht mehr zu vereinbaren waren.

Erzberger dagegen, Volksschullehrer, Kleinbürger von der Schwäbischen Alb, seit 1903 im Reichstag, war einer der versiertesten Parlamentarier mit einem fast enzyklopädischen politischen Wissen, flink, von unerschöpflicher Vitalität und Ar-

beitskraft, beredt in allen Gremien, vorausschauend und bestimmt in seinen Zielen, geradezu voll Lust, Entscheidungen zu treffen, Verantwortung zu übernehmen, wendig, findig und pfiffig in der Durchführung. Dabei war er dreist, formlos, geschwätzig und von virtuoser Taktlosigkeit – unausstehlich, aber unentbehrlich.

Er gehörte zum linken, demokratisch-sozialen Flügel des Zentrums. 1914 hatte er Kriegsziele verkündet, die noch härter waren als jetzt die alliierten Bedingungen. Aber im Sommer 1917 hatte er früher als die meisten anderen den einsetzenden Umschwung in der militärischen Lage schnell und klar erfaßt und den entscheidenden Anstoß zur Reichstagsresolution für einen Verständigungsfrieden gegen die Annektionspolitik gegeben. Ihn hatten nicht so sehr humanitäre oder pazifistische Motive bestimmt, als die Sorge um Einheit und Bestand des Reiches und die Furcht vor Radikalisierung der Sozialdemokraten wie vor Abwanderung der starken katholischen, das Zentrum wählenden Arbeiterschaft nach links bei Kriegsverlängerung. Damals hatte sich aus den jetzigen Regierungsparteien eine Aktionsgemeinschaft im Reichstag zur Durchsetzung des Verständigungsfriedens und der Parlamentarisierung formiert. Sie hatte im Oktober 1918 die Regierung unter Prinz Max von Baden gebildet. Erzberger hatte seine Partei aus der ausbalancierenden, durch Glaubensdisziplin festgefügten Mittelposition zwischen rechts und links entgegen aller Tradition nach links gedrängt. Seit 1917 hatte er seine eigene Partei, damals ohne feste Führung, auf das äußerste strapaziert, sie nachträglich immer wieder zur Gefolgschaft getrieben, wenn nicht durch vollendete Tatsachen gezwungen. Bei der Rechten wie in konservativen und nationalistischen Kreisen des Zentrums konnte seine negative Popularität kaum überboten werden. Als Waf-

fenstillstandskommissar regierte er, um die vielfältigen Bedingungen zu erfüllen, in alle Ressorts aus Notwendigkeit, aber auch aus Leidenschaft hinein, »Reichsminister für alles«, mit allen im Konflikt.

Erzberger und Brockdorff konnten persönlich einander nicht ertragen. Aber entscheidend waren ihre Gegensätze in der Friedenspolitik. Brockdorff rechnete seit März 1919 mit einem alliierten Friedensvertragsdiktat. Durch äußerste diplomatische Anstrengungen und durch Konzessionen suchte er erträgliche Friedensbedingungen auf der Grundlage der vierzehn Punkte, von denen er unbeirrt, fast dogmatisch ausging, noch zu erreichen. Seinen Kommissionen hatte er unüberschreitbare Grenzen, was vor allem die Erfüllbarkeit des Vertrages, den territorialen Bestand und die Ehre des Reiches anging, gesetzt.

Aber er war ebenso entschlossen, es gegebenenfalls auf Ablehnung ankommen zu lassen, auch auf die Gefahr einer, wie er überzeugt war, nur vorübergehenden Auflösung des Reiches. Die Ablehnung würde wie ein Keil die alliierte Front durchstoßen, die mühsam geschaffen war und nur an der Oberfläche bestand. Die Ententemächte würden mit ihren gegensätzlichen Interessen, bei deren innerer Labilität und der angelsächsischen Angst vor dem Bolschewismus über kurz oder lang annehmbare Bedingungen anbieten.

Dagegen war Erzbergers strategisches Ziel seit 1917, den jeweils günstigsten Friedensschluß entsprechend den Situationsveränderungen zu erreichen. Im Oktober und November 1918 hatte er sich gegen einen Abbruch der Verhandlungen mit Wilson gewehrt. In den nächsten Monaten hatte er die Verlängerung des Waffenstillstandsabkommens trotz äußerst harter Bedingungen gegen den Willen Brockdorffs durchgesetzt. Jetzt ging es darum, die Ablehnung des Friedensvertrages, wenn im

wesentlichen Bestand und Einheit des Reiches gewahrt blieben, zu verhindern. Hauptkriegsziel Frankreichs war die Aufteilung Deutschlands. Der Einmarsch alliierter Truppen konnte zu einer dauernden, zumindest langfristigen territorialen und wirtschaftlichen Abtrennung der Süd-, West- und sogar einiger norddeutscher Staaten, wie Hannover und Schleswig-Holstein, führen. Das erschöpfte Deutschland wäre nicht imstande, die Ablehnung durchzuhalten. Die Arbeiterschaft würde radikalisiert, in den Großstädten wäre mit Räteherrschaft zu rechnen, der Bürgerkrieg unvermeidlich. In jedem Fall würde der Friedensvertrag unterzeichnet, sei es durch Länder, sei es durch eine gesamtdeutsche Regierung aus Sozialdemokraten und Unabhängigen oder aus diesen und Kommunisten. Zur erdrückenden Last der Friedensbedingungen käme die Gefahr einer grundlegenden Systemveränderung. Wer die Macht in Deutschland behalten wollte, mußte unterzeichnen.

Die Bedingungen übertrafen weit die schlimmsten Befürchtungen der Regierung. Das Volk war aufgewühlt, niedergeschmettert und empört, wie manche hier im Saal es erlebt haben. Das Reichsministerium nannte in seiner Sitzung vom 8. Mai den Vertrag »unerträglich und unerfüllbar«, aber einigte sich, nicht mit einem »unannehmbar« die Verhandlungen sofort abzubrechen, sie vielmehr mit aller Energie aufzunehmen.

Am 12. Mai wurde die Nationalversammlung nach Berlin einberufen. In der Kabinettssitzung, wenige Stunden vorher, verlangten die Minister der Demokraten auf Ersuchen ihrer Fraktion, Scheidemann müsse in seiner Regierungserklärung das Wort »unannehmbar« aussprechen. Erzberger warnte: Die Regierung habe daran zu denken, was in drei bis vier Wochen erfolgt. Doch die Demokraten bestanden unter Rücktrittsdrohung auf ihrer Forderung.

Der demokratische Abgeordnete Koch-Weser notierte: »Jetzt ist der Augenblick da, wo wir, die wir so oft durch die Lage der Dinge genötigt waren, der Linken nachzugeben, zu einer Führerrolle benötigt werden.« Auch die SPD-Fraktion hatte sich gegen fünf Stimmen für das eindeutige Wort entschieden.
In der Nationalversammlung sagte Scheidemann: »Der Vertrag ist nach Auffassung der Reichsregierung unannehmbar...« und am Schluß mit seinem Hang zu Pathos und radikaler Rhetorik spontan: »Welche Hand müßte nicht verdorren, die sich und uns in diese Fesseln legt?« Der stenographische Bericht vermerkt: »Minutenlanger, brausender Beifall. Die Versammlung erhebt sich.«
Auch für die Unabhängigen waren die Bedingungen unerfüllbar, aber sie forderten die Unterzeichnung, um sofort den Kriegszustand zu beenden. »Die Weltrevolution auf dem Marsch« würde auch »den Friedensvertrag revidieren«. Sogleich gingen sie an die Basis und appellierten auf großen Massenversammlungen an den Friedenswillen der Bevölkerung.
Ebert hatte Scheidemanns Rede voll zugestimmt, aber dieser hatte ihn gewarnt, sich selbst öffentlich festzulegen. Ein Ministerpräsident wäre jederzeit in der Lage zu demissionieren. Der Rücktritt des Reichspräsidenten gerade in dieser Situation könnte eine Staatskrise auslösen. Trotzdem sagte Ebert einen Tag später in einer öffentlichen Ansprache: »Wir werden diesen Vertrag nicht unterzeichnen, komme was da wolle.«
Zunächst überschüttete die Friedensdelegation die Alliierten mit juristisch gründlich ausgearbeiteten Noten zu Einzelbestimmungen, um die Widersprüche mit den vierzehn Punkten zu demonstrieren, aus Propaganda und in der Hoffnung, die Alliierten letztlich noch zu Verhandlungen zu drängen. Erzberger irritierte die juristische Argumentation und aggressive

Form. Vor allem auf seine Veranlassung kam es zwischen der Regierung in Weimar und Brockdorff in Versailles zu ernsten Konflikten. Dieser weigerte sich mit Berufung auf seine Ermächtigung, Kabinettsweisungen auch nur zu beachten. Beide drohten mit Rücktritt, aber in diesem Moment hatte Brockdorff die stärkere Position.

Im Gegenzug zu Brockdorffs Eigenmächtigkeit hatte Erzberger auf eigene Faust hinter dessen Rücken mit dem amerikanischen Oberst Conger, inoffizieller Emissär in Deutschland mit Verbindungen bis zu Wilson und mit vielseitigen Beziehungen zu maßgeblichen deutschen Kreisen, verhandelt. Conger hatte wiederholt gewarnt, der Viererrat, auch Wilson, wäre fest entschlossen, die Annahme des Friedensvertrages, gegebenenfalls durch Einmarsch, zu erzwingen. Erzberger nannte am 19. Mai Conger bestimmte Konzessionen, die die Entente machen müsse, um die Annahme des Vertrages der Nationalversammlung gleichsam innenpolitisch zu ermöglichen. Ein gewisses Maß an »Camouflage«, wie er sagte, wäre nötig, aber er könne es machen. Seine Aktion war vergeblich. Zwar stimmte sein Angebot vielfach mit Brockdorffs Plan überein, aber er selber hatte enthüllt, daß im Reich an der Spitze eine einheitliche Widerstandsfront nicht mehr bestand, was dem Geheimdienst der Alliierten vielleicht nicht unbekannt war.

Je näher der Tag der Entscheidung rückte, desto nervöser wurde die Regierung. Sie sei wie ein Hühnerhof, über dem der Habicht schwebe, schrieb der Generalkommissar der Delegation seiner Frau. Am 26. Mai überreichte diese Delegation Gegenvorschläge, eine Art Gegenfriedensvertrag. Die Vorschläge zeigten erhebliches Entgegenkommen in der Reparationsfrage auf Anraten der Bankiers gegen den Willen der Reichsfinanzverwaltung. Am stärksten näherten sie sich gegen den Wider-

spruch Groeners und Reinhardts, aber mit Zustimmung Noskes den militärischen Bedingungen. Auf diese Weise hoffte man, die Abtretungsforderungen abzuwehren. Der deutsche Gegenvorschlag blieb jedoch weit hinter den alliierten Forderungen zurück. Regierung wie Delegation, Brockdorff wie Erzberger, wollten mit den Gegenvorschlägen trotz der bis an die äußerste Grenze gehenden Belastung den Ententemächten die Ablehnung schwer machen.

General Groener hatte schon am 21. Mai an die Generalkommandos die Rundfrage gerichtet, wie die Bevölkerung zur Wiederaufnahme des Krieges stehen würde. Es ging um die Bereitschaft zur militärischen Verteidigung, um Standhaftigkeit der Zivilbevölkerung und um die Möglichkeit innerer Unruhen.

Erlasse über das Verhalten der Beamten unter einer feindlichen Kommission wollte das Kabinett nicht herausgeben, weil durch sie die Propaganda der Unabhängigen für die Unterzeichnung entfacht würde.

Auf Erzbergers Anregung sollte eine Intervention der neutralen Staaten herbeigeführt und mit deren Gesandten in Berlin vorbereitet werden. Es ging dabei auch um die Besänftigung der immer ungeduldiger werdenden Fraktionen, ihnen zu zeigen, daß kein Mittel unversucht gelassen werde. Doch Brockdorff warnte dringend, wieder unter Androhung des Rücktritts. Erfolgreiche auswärtige Politik könne nicht durch innenpolitische Erwägungen bestimmt werden.

Am 31. Mai unterrichtete der Minister Landsberg von der Friedensdelegation die Regierung über deren Vorstellungen für den Fall der Ablehnung der deutschen Gegenvorschläge und den eines Ultimatums. Sie liefen auf Nichtunterzeichnung hinaus. Aber die Aussprache wurde vertagt. Da verlangte Erzberger von Scheidemann eine Kabinettsberatung über die Folgen

von Annahme oder Ablehnung binnen weniger Tage, damit die Regierung nicht durch ein alliiertes Ultimatum unter Zeitdruck gesetzt würde. Scheidemann wollte die Beratung bis zur Antwort der Entente zurückstellen. Aber Erzberger bestand auf seiner Forderung. Falls das Kabinett die Unterzeichnung verweigern würde, träte er zurück.

Der Regierung legte er ein Exposé mit Alternativprognosen für den Fall der Annahme oder Ablehnung vor mit dem Ergebnis, daß die Unterzeichnung das kleinere Übel wäre. Das Kabinett beriet am 3. und 4. Juni wieder in Abwesenheit Brockdorffs. Erzberger sagte: Die Erhaltung des Reiches müsse der maßgebliche Leitsatz der Regierung sein. Das bisherige »unannehmbar« sei nur taktisch ausgesprochen. Ihm schloß sich Noske an – die Haltung der Truppen werde immer unsicherer, die Agitation der Unabhängigen zeige beachtliche Erfolge – und ebenso der sozialdemokratische Minister David. Wer nein sage, mache eine heroische Geste, wer ja sage, werde mit Schmach überhäuft und als Feigling bezeichnet, aber das Ja sei heldenhafter als das Nein. Nur eine neue Regierung könne unterschreiben, der Reichspräsident müsse bald nach neuen Persönlichkeiten Ausschau halten, meinte der sozialdemokratische Minister Wissel. Die überwiegende Mehrheit blieb bei Ablehnung der Unterzeichnung. Aber die scheinbar bisher noch bestehende Ablehnungsfront war durchbrochen. Ebert sagte am Schluß: »Das Unannehmbar ist maßgebend, aber Einigkeit im Kabinett ist unentbehrlich. Gewisse Vorbereitungen bei dem Einmarsch muß man treffen.«

Man suchte nach Um- und Auswegen. Aus der Ablehnungsmajorität im Kabinett heraus wurde die Unterstellung Deutschlands mit allen Souveränitätsrechten und der gesamten Regierungsgewalt unter die Entente oder den Völkerbund erwogen.

Erzberger warnte: Die Entente würde nicht mit Deutschland, sondern mit den einzelnen Ländern eine Einigung anstreben. Der Völkerbund wäre vor der Ratifizierung nicht aktionsfähig, würde aber mindestens die Gebietsabtretung glatt fordern. Er hatte seinerseits bei Ablehnung der Gegenvorschläge sofortige Neuwahlen unter Voraussetzung einer Waffenstillstandsverlängerung angeregt, ließ aber den Plan wegen des Risikos bei der inneren Lage fallen. Am 7. Juni notierte Scheidemann in sein Tagebuch: »Große Sorgen machen uns die Andeutungen in der Presse, daß das Kabinett nicht einig sei in der Frage der Unterzeichnung. Das Verhalten der Unabhängigen finde ich schandbar, wir müssen unterzeichnen.«

Die Stimmung an der Basis durfte nicht unbeachtet gelassen werden. Im besetzten Rheinland waren von den Zentrumskreisen Bestrebungen zur Jahreswende ausgegangen, das linksrheinische Gebiet von Preußen zu lösen. Man hoffte, so günstigere Okkupationsbedingungen zu erreichen und der Bildung eines vom Reich abgetrennten rheinischen Pufferstaates durch Frankreich zuvorzukommen. Unter Vorsitz des Kölner Oberbürgermeisters Adenauer war ein Ausschuß zur Vorbereitung der Pläne für die Errichtung »einer westdeutschen Republik im Verband des Deutschen Reiches und auf dem Boden der zu schaffenden deutschen Reichsverfassung« gebildet. Aus Sorge vor Folgen der expansiven französischen Sicherheitspolitik war Adenauer für die Bildung eines Rhein-Ruhr-Staates, der das Rheinland, Westfalen und die Pfalz, besetztes und unbesetztes Gebiet, umfassen sollte innerhalb des Reiches, eingetreten. Aber es gab auch sehr viel weitergehende Pläne. Am 21. Mai versuchten Separatisten mit Hilfe der französischen Besatzung eine rheinische und eine pfälzische selbständige Republik auszurufen, scheiterten aber am Widerstand vor allem der Arbeiter-

schaft. Vergeblich hatte Adenauer eine Initiative der Reichsregierung zur Unterstützung der Ausschußpläne erhofft. Am 2. Juni verhandelte eine Delegation unter ihm mit Brockdorff in Versailles. Auf dessen Warnung hin ließ Adenauer den Plan fallen. Aber damit war zu rechnen, daß Frankreich im Fall der Nichtunterzeichnung die Bildung eines Pufferstaates mit Unterstützung weiter rheinischer Kreise betreiben würde.

Gegenläufige Bestrebungen zeigten sich in Ost- und Westpreußen, nämlich im Fall der Unterzeichnung sich von der Reichspolitik zu lösen und mit Gewalt die vorgesehene Abtretung ostdeutscher Gebiete zu verhindern. Deutsche Volksräte hatten sich gebildet, gestützt auf Honoratioren und Militärs, um die Bildung eines selbständigen ostdeutschen Staates gegen die Friedensbedingungen vorzubereiten. Vom Kernland Preußen sollte die Deutschland wieder erstarkende Kraft ausgehen. Diese Pläne fanden als letzte Eventualität auch Unterstützung bei dem ostpreußischen Oberpräsidenten, dem sozialdemokratischen Reichskommissar Winnig, selbst, und zwar ganz entschieden, bei dem preußischen Kriegsminister Reinhardt, einem Württemberger.

Nach einem Wunsch des Reichsministeriums sollten die süddeutschen Regierungen sich beim Einmarsch feindlicher Truppen zugleich möglichst mit den Landtagen nach Berlin absetzen. So sollte der Abschluß separater Verträge und die Bildung eines Rheinbundes verhindert werden. Diesen Wunsch lehnten Hessen, Baden und Württemberg ab. Dann würden die Besatzungsmächte Neuwahlen und Volksabstimmungen veranlassen. Die Bevölkerung wäre apathisch und zermürbt. Am stärksten gefährdet war Bayern. Beim Abrücken der deutschen Truppen könnte die Räterepublik, die am 2. Mai mit militärischer Gewalt aufgelöst war, wiederhergestellt werden, und man würde

mit der Entente einen Sonderfrieden abschließen. Dazu schien aber auch der klerikale Adel bereit zu sein.

Eine Woche vorher, am 12. Juni, war der Regierung bekannt geworden, daß der amerikanische Oberst Conger, mit dem Erzberger verhandelt hatte, einen Major von Groeners Stab und einen privaten Gewährsmann informiert hatte, die Ententetruppen würden geschlossen bei Unterschriftsverweigerung die Linie Stuttgart–Marburg–Schlüchtern–Hamm besetzen. Kampflustige Truppen wären durch umfangreiche Propaganda aufgestachelt. Deutschland wäre wieder Störenfried, so daß die Soldaten nicht in die Heimat entlassen werden könnten. Die Truppen würden rücksichtslos vorgehen, Schwarze eingesetzt.

Am 13. Juni lehnten die Alliierten die deutschen Vorschläge mit nur einer wesentlichen Ausnahme ab: Anstelle der Abtretung Oberschlesiens sollte eine Volksabstimmung stattfinden. Drei Tage später forderten sie unter Androhung sofortigen Einmarsches die Annahme der Bedingungen binnen einer Woche. So gaben sie der Regierung keinen Anlaß, das »Unannehmbar« aufzugeben.

Die Friedensdelegation hatte eine Denkschrift mit der Empfehlung, »den unerträglichen, unerfüllbaren, rechtsverletzenden und unaufrichtigen Vertrag abzulehnen«, aufgesetzt und sie geschlossen unterzeichnet, um Druck auf die Regierung auszuüben.

Das Kabinett beriet unter Vorsitz Eberts am 18. Juni bis in die frühen Morgenstunden. Ebert hatte vor der Sitzung Brockdorff allein gesagt, er werde diese Bedingungen nicht annehmen. Am Nachmittag erklärte er: »Wenn die Front in der Heimat geschlossen geblieben wäre, hätte sie es wohl auf Ablehnung ankommen lassen können. In dem Augenblick aber, als es durch eine Indiskretion bekannt wurde, daß das Kabinett gespalten

sei, habe die Partie als verloren gelten müssen. Es wäre jetzt die Aufgabe der Regierung, sich damit abzufinden. Er für seine Person sei bereit, die Konsequenzen zu ziehen.« Brockdorff schrieb: »Fest steht, daß seit diesem Augenblick eine energische Aktion im Sinn der Ablehnung nicht mehr möglich erscheint.«
Die Abstimmung in der Nacht ergab sieben gegen sieben Stimmen. Mit Erzberger hatten die beiden Zentrumsminister, auch Giesberts, der vor wenigen Stunden noch die Denkschrift der Friedensdelegation unterzeichnet hatte, und ebenso David wie Noske gestimmt; dagegen: Scheidemann, Landsberg, die drei demokratischen Minister sowie Brockdorff. Ebert stellte die Aktionsunfähigkeit der Regierung fest. Noch sollte eine Einigung der Mehrheitsparteien versucht werden. Erzberger war in der Sitzung sehr zurückhaltend und hatte sie mehrfach verlassen, um in die Nationalversammlung zu gehen. Ihm gelang es am Tag darauf, dem 19. Juni, nach mehrtägiger Vorbereitung im Zentrumsvorstand, vier Fünftel der Zentrumsfraktion für die Annahme des Vertrages ohne die beiden Ehrenklauseln, die Schmachparagraphen, wie sie allgemein genannt wurden, zu gewinnen. Nunmehr verständigte er die Sozialdemokratie. Die se wollte die Unterzeichnung nicht von den beiden Vorbehalten abhängig machen, aber die Zentrumsbedingungen dulden. Es stimmten 75 für und 39 gegen die Annahme. Damit schien die Annahme im Parlament sicher. Auf die Demokraten versuchte vor allem Ebert einzuwirken. Er drohte ihnen mit seinem Rücktritt. Aber sie blieben bei ihrer Ablehnung. Nur zehn süddeutsche Abgeordnete votierten für die Annahme.
General Groener, Württemberger, hatte sich am Abend vorher schnell mit Noske geeinigt, daß die Annahme des Friedensvertrages nicht zu vermeiden wäre, obwohl er Brockdorff schätzte und Erzberger verachtete. Im April hatte er Brockdorff ermun-

tert, in Versailles hart zu bleiben. Seine Rundfrage vom 21. Mai über die Kampfbereitschaft hatte in jeder Hinsicht negative Antworten erbracht, wie er es erwartet hatte. Sie brauchte er zur Argumentation gegenüber den Offizieren. Groener hatte die Information Congers, dem er vertraute, stark beeindruckt.

Am 17. Juni hatte er in einer begründeten Denkschrift dargelegt, daß Widerstand militärisch und wirtschaftlich aussichtslos sei, »wenn nicht in einem Vierteljahr auch die Revolution durch England und Frankreich marschierte« und wenn »der Wiederausbruch revolutionärer Bewegungen in Deutschland niedergehalten würde und die Wehrfähigen zu den Fahnen kämen«.

In einem Kriegsrat, ebenfalls am 19. Juni, erklärten die Generäle, die Truppen würden auch auf Regierungsbefehl die abzutretenden Gebiete nicht räumen. Wieder sagte Reinhardt, von einem separaten Oststaat müsse der Wiederaufstieg Deutschlands ausgehen. Groener notierte: »Die politische Auffassung der Offiziere war naiv, militärisch begrenzt, von engem Horizont«. Noske und Groener entgegneten scharf und eindeutig. Mit dem Reichswehrminister gehe er durch dick und dünn, sagte Groener, und Noske: es werde erwogen, daß er als Reichswehrminister zugleich Reichsministerpräsident werde. Hierbei wäre Bedingung, daß er auch im Falle der Unterzeichnung der Unterstützung der Offiziere sicher wäre. Groener resümierte in einer Aufzeichnung: »Das persönliche Vertrauen wird dem Reichswehrminister wohl von allen Anwesenden ausgesprochen; für den Fall der Annahme jedoch nur bedingt, d. h. es wurde die Ablehnung der Schmachparagraphen gefordert.«

Am Nachmittag hatte das Staatenhaus, provisorischer Vorgänger des Reichsrates, mit Chefs und Vertretern der Länderregierungen, unter Vorsitz des demokratischen Reichsfinanzmini-

sters Dernburg getagt. Brockdorff warb, auf seine persönliche und diplomatische Autorität pochend, um Ablehnung. Einen inneren Umschwung der Ententemächte sagte er mit näheren Angaben voraus. In zwei bis drei Monaten wären sie zu Verhandlungen bereit. Erzberger sprach für die Annahme mit seiner bekannten Argumentation und Verwendung der Information Congers. Als Groener sich zur militärischen Lage äußern wollte, hinderte ihn Dernburg daran: »Der Kerl will schlappmachen«, sagte er leise zu Brockdorff. Die Regierungschefs von Baden, Württemberg und Hessen, der von einem etwaigen Einmarsch betroffenen Gebiete, aber auch von Sachsen, traten für die Unterzeichnung ein. Die Bevölkerung wolle zu 85 bis 90% das »Ja« hören. Gegen die Unterzeichnung waren Preußen, Lippe-Detmold, Mecklenburg und die Hansestädte.

Im Anschluß an die Kabinettssitzung vom gleichen Tag, die um 10 Uhr abends begonnen hatte, zeigte Scheidemann dem Reichspräsidenten die Demission der Regierung an.

Den Demokraten war nicht wohl, daß sie sich mit ihrer Ablehnung auf die Seite der Rechten stellten. Noch am Abend verständigten sie sich auf einen Vermittlungsvorschlag, der über die Streichung der beiden Ehrenklauseln hinausging. Die Zahl der Unterzeichnungsbereiten war von zehn auf sechs gesunken.

Das Kabinett akzeptierte am 21. Juni den Vorschlag trotz Brockdorffs Ablehnung. Aber schließlich fand sich niemand bereit zur Unterzeichnung. So unterblieb die Absendung.

Seit dem Vormittag des 21. bemühte sich Ebert um die Neubildung des Kabinetts. David und Hermann Müller, Parteivorsitzender und außenpolitischer Experte der Fraktion, hatten abgelehnt. Ebert sagte in einem Gespräch mit Groener, er denke an den Arbeitsminister Bauer, der sich am 3. Juni noch eindeutig gegen die Annahme ausgesprochen hatte. Er galt als erfah-

rener Fachminister, Ebert durchaus ergeben, aber eine farblose Erscheinung. Eine Ernennung Noskes lehnte Ebert im gleichen Gespräch ab. Seine Wahl würde auf die Arbeiterschaft eine provozierende Wirkung ausüben, was Groener einleuchtete. Für das auswärtige Amt hatte er Graf Bernstorff, früher Botschafter in Washington, jetzt Leiter der Geschäftsstelle der Friedensdelegation in Berlin, vorgesehen, »um einem anderen die Tür zu versperren«, wie er sagte, damit war vielleicht Erzberger gemeint. Auch Bernstorff lehnte ab.

Mittags war die neue Regierung gebildet, aus sechs Sozialdemokraten und vier Zentrumsmitgliedern. Bauer war Reichsministerpräsident, Erzberger Finanzminister. Von den sieben sozialdemokratischen Ministern waren nur Scheidemann und Landsberg ausgeschieden. Ebert hatte versucht, Demokraten als Fachminister zu gewinnen. Das aber hatte die Fraktion verboten. Bei den in aller Eile geführten Koalitionsabreden sagten auf Drängen Eberts die Sozialdemokraten zu, »die Forderungen des Zentrums auf kulturellem Gebiet zu berücksichtigen, insbesondere die nach der Konfessionsschule«.

In der Sitzung der Nationalversammlung am Sonntag, dem 22. Juni, erklärte der neue Präsident des Reichsministeriums die Bereitschaft, den Friedensvertrag, aber ohne die Ehrenklauseln, zu unterzeichnen. Gröber vom Zentrum sagte: »Unsere Zustimmung findet eine unüberschreitbare Grenze mit der Rücksicht auf die Ehre des deutschen Volkes.« Der unabhängige Sozialist Hase trat bei scharfem Protest gegen den Vertrag für vorbehaltlose Unterzeichnung ein: »Es wäre unverantwortlich, wenn eine Regierung, die gerade in Kenntnis, welche fürchterlichen Folgen ein Abbruch der Friedensverhandlungen hat, gerade an diesen zwei Punkten den Vertrag scheitern lassen würde.«

Die namentliche Abstimmung ergab von 380 Stimmen 237 mit ja, 138 mit nein sowie 5 Enthaltungen. 43 Abgeordnete fehlten, darunter fünf Demokraten und 29 Sozialdemokraten. Von diesen begründeten 15 in einer öffentlichen Erklärung ihr Fehlen mit Ablehnung, auch Landsberg, aber nicht Scheidemann, die beide bei der Abstimmung nicht anwesend waren.

Die Annahmenote der Reichsregierung mit den Vorbehalten wurde am gleichen Tag von Paris abgelehnt. Das wurde kurz vor Mitternacht in Weimar bekannt. Noch in der Nacht bat die Regierung um eine 48stündige Fristverlängerung. Auch sie wurde abgewiesen.

Noske war am Abend noch mit seinem Stab nach Berlin gefahren, wohl im Glauben, vor Überraschungen sicher zu sein. In Jüterbog wurde der Zug angehalten und Noske zurückgeholt. In Weimar sagte ihm General Maercker, dem die Truppen zum Schutz von Regierung und Nationalversammlung unterstanden, bei vorbehaltloser Unterzeichnung stünde das Offizierskorps nicht mehr hinter der Regierung. Die Aufrechterhaltung der Ordnung wäre daher nicht mehr gewährleistet. Telefonisch hatte General Lüttwitz von der Möglichkeit einer Militärrevolte gesprochen. Nunmehr erklärte Noske seiner Fraktion und dem Reichspräsidenten seinen Rücktritt bei Unterzeichnung. Aber die Fraktion bat ihn einstimmig zu bleiben und ebenso Ebert.

Maercker berichtete dem Zentrum, was Noske gesagt hatte. Dieser bestätigte seine Äußerung. Eine Probeabstimmung ergab kurz vor 12 Uhr bei einigen Enthaltungen 68 Stimmen, darunter die der vier Reichsminister, gegen, und 14 Stimmen für die Unterzeichnung. »Anarchie bei Unterzeichnung – Anarchie bei Ablehnung«, schrieb Erzberger in seinen Erinnerungen. Die Sozialdemokratie hielt mit Mehrheit an der Annahme fest.

Über das Ergebnis der Zentrumsabstimmung waren die anderen Parteien bestürzt. Eine Reihe der ablehnenden Abgeordneten wünschte die Annahme, wollte sich aber nicht mit der Schmach der Zustimmung besudeln. Aus Kreisen der Opposition wurde das Zentrum offen bedrängt, für die Unterzeichnung zu stimmen.

In einer Besprechung der Parteiführer beim Reichspräsidenten kurz nach 12 Uhr fragte Erzberger die Opposition, ob sie bereit wäre, eine Regierung zum Zwecke der Ablehnung zu bilden, gegebenenfalls mit den Nein-Sagern der beiden Koalitionsparteien. Es war nur eine rhetorische Frage, die Hilflosigkeit demonstrierte. Ebert rief Groener in Kolberg an. Vor der Küste kreuzten englische Zerstörer, bereit, bei Ablehnung Kolberg zu beschießen und die oberste Heeresleitung gefangenzunehmen. Am Bahnhof standen die Sonderzüge unter Dampf. Groener sagte am Telefon: »Der Friede muß unter den gestellten Bedingungen abgeschlossen werden. Ich halte es für notwendig, daß der Reichswehrminister Noske die Führung des Volkes und die Verantwortung für den Friedensschluß übernimmt. Nur, wenn er in einem öffentlichen Aufruf die Notwendigkeit des Friedensschlusses darlegt und von jedem Offizier verlangt, daß er bei Unterzeichnung des Friedens auf seinem Posten bleibt, besteht die Aussicht, daß das Militär sich hinter ihn stellt und damit jede Umsturzbewegung sowie ein Kampf nach außen im Osten verhindert werden.«

In der sozialdemokratischen Fraktion war am Vormittag das Abstimmungsergebnis mit 163 Ja- und 153 bis 156 Neinstimmen, in der Volkspartei mit 152 und 153 Stimmen, geschätzt worden. Das Abstimmungsergebnis schwankte um wenige Stimmen. Nunmehr boten die Fraktionsvorsitzenden der Volkspartei, der Deutschnationalen und der Demokraten, um

gleichsam die Jasager zu ermuntern, an, die Ablehnungsparteien sollten ausdrücklich im Plenum die vaterländischen Motive der für die Unterzeichnung Stimmenden anerkennen.
Groeners telefonische Erklärung und das Oppositionsangebot brachten einen Stimmungsumschwung. Das Kabinett entschied sich für die Unterzeichnung. Noske wurde überstimmt und ließ sich überstimmen. Doch es gab Abgeordnete, die hatten vor der namentlichen Abstimmung Angst, denn dann wären die Namen der Abgeordneten mit der jeweiligen Stimmabgabe ins Protokoll aufgenommen worden und blieben damit für alle Zeiten bekannt. Bei der einfachen Abstimmung hingegen war in der Eile schwer festzustellen, wer wie durch Erheben von den Plätzen gestimmt hatte.
Am Nachmittag um 3 Uhr, vier Stunden vor Ablauf des Ultimatums, trat die Nationalversammlung zusammen. Der neue Reichsministerpräsident bat festzustellen, daß die Regierung ermächtigt bleibe, zu unterzeichnen. Die Vertreter der Demokraten und der Volkspartei erkannten die vaterländischen Motive der mit »Ja« Stimmenden an. Der deutschnationale Fraktionsvorsitzende Schulz-Bromberg sagte, wohl unter dem Druck seiner Fraktion, lediglich: »Die Partei setzt voraus, daß jedes Mitglied der Nationalversammlung seine eigene Stellung nach bestem Wissen und Gewissen einnimmt.«
Der Reichstagspräsident Fehrenbach vom Zentrum, Anwalt aus Freiburg, geschulter Vorsitzender badischer Vereine, schritt überraschend schnell zur Abstimmung. Da beantragte Schulz-Bromberg namentliche Abstimmung. Sie wäre bei dieser Art von Entscheidung erforderlich gewesen. Aber der Präsident schnitt ihm das Wort ab: »Wir sind mitten in der Abstimmung ... Nimmt die deutschnationale Partei die Verantwortung auf sich, jetzt noch die Abstimmung hinauszuzögern und

eine namentliche Abstimmung zu verlangen?« Er bat diejenigen, die für eine Unterzeichnung stimmten, sich von den Sitzen zu erheben. »Das ist die große Mehrheit«, stellte er fest. Um 4 Uhr ging die Note nach Versailles ab.

Aus alliierten Dokumenten ist zu entnehmen: Die Vorbereitungen für den Einmarsch der alliierten Truppen, auch der amerikanischen, waren im Mai angelaufen. Mitte Juni hatte Marschall Foch eine Strategie »der militärischen und politischen Abspaltung der süddeutschen Staaten« dem Viererrat unterbreitet. Am 20. Juni beschloß der Viererrat den Vormarsch der verbündeten Truppen vorerst bis zur Weser. Foch hatte drei Tage vor Unterzeichnung die Vollmacht erhalten, gesonderte Waffenstillstandsabkommen abzuschließen.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1972 und 1973

1. Zuwahlen 1972 und 1973

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Albin Lesky
Artturi Virtanen
Walter Rossow
Fritz Winter
Andreas Alföldi
Sir Hans Adolf Krebs
Henry Moore
Helmut Coing
Manfred Eigen
Hans Erich Nossack
Maria Wimmer

3. Berichte über die
Zwischentagung in Konstanz 1972
Ordenstagung in Bonn 1972
Zwischentagung in Karlshafen 1972
Ordenstagung in Bonn 1973
Zwischentagung in Trier 1973

4. Bildteil
Zwischentagung in Konstanz

Ordenstagung in Bonn 1972
Ordenstagung in Bonn 1973
Übergabe der Ordenszeichen an

Albin Lesky
Artturi Virtanen
Andreas Alföldi
Sir Hans Adolf Krebs
Henry Moore
Helmut Coing
Manfred Eigen
Hans Erich Nossack
Maria Wimmer

ZUWAHLEN

1. Am 31. Mai 1972 in Bonn:

a) Inländische Mitglieder

Prof. WALTER ROSSOW (Gartenarchitekt und Landschaftsplaner)
Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 29. September 1972 auf der internen Ordenstagung in Karlshafen.

Prof. FRITZ WINTER (Maler)
Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 9. März 1973 in seiner Wohnung in Dießen am Ammersee.

b) Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. ANDREAS ALFÖLDI (Althistoriker)
Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 14. März 1973 im Institute for Advanced Study in Princeton (USA).

Prof. Dr. SIR HANS ADOLF KREBS (Biochemiker)
Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 28. Mai 1973 vor dem Ordenskapitel in Bonn.

Prof. Dres. h. c. HENRY MOORE, O. M., C. H. (Bildhauer)
Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 5. Juli 1973 in der Deutschen Botschaft in London.

2. Am 29. Mai 1973 in Bonn

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. Dres. h. c. HELMUT COING (Rechtsgelehrter)

Prof. Dr. Dr. h. c. MANFRED EIGEN (Chemiker)
HANS ERICH NOSSACK (Schriftsteller)
MARIA WIMMER (Schauspielerin)
Die Aushändigung der Ordenszeichen erfolgte am 14. September 1973 auf der internen Ordenstagung in Trier.

b) Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. RAYMOND ARON (Soziologe)

Prof. Dr. GOLO MANN (Schriftsteller und Historiker)

Prof. Dr. BARTEL LEENDER VAN DER WAERDEN (Mathematiker)

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

ALBIN LESKY

in Konstanz am 14. April 1972

Am 14. April 1972 überreichte der Ordenskanzler ALBIN LESKY auf der internen Ordenstagung in Konstanz vor dem Ordenskapitel das Ordenszeichen. Er erläuterte Geschichte und Bedeutung des Ordenszeichens und würdigte kurz die Verdienste von Professor Lesky. Dann sprach Herr SCHADEWALDT die Laudatio und führte aus:

Albin Lesky sei heute einer der führenden Altertumswissenschaftler von internationalem Rang. Seine außerordentlich reiche Produktion bewegt sich vor allem auf den Gebieten der großen frühgriechischen Dichtung, der Mythologie und der Religionsgeschichte, verfolgt von da aber auch die Weiterentwicklung der Antike in der deutschen klassischen Literatur. Dies dokumentieren seine »Gesammelten Schriften« (1966). In seiner jetzt in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage herausgekommenen »Tragischen Dichtung der Hellenen« (1972) faßt er zusammen und durchdringt lichtvoll die Hinterlassen-

schaft der drei attischen Tragiker. Seine weithin anerkannte Leistung aber gipfelt in seiner, jetzt in dritter Auflage (1971) vorliegenden, in mehrere Sprachen übersetzten, umfassenden »Geschichte der Griechischen Literatur«. Das Buch verbindet in vorbildlicher Weise eine ausgedehnte Gelehrsamkeit mit einer ausgewogenen Ökonomie. In seiner glänzenden Darstellung ist es heute ein Standardwerk der Altertumswissenschaft und zugleich das ausdrucksvolle Dokument einer bedeutenden Forscherpersönlichkeit, die auf dem Boden profunder Gelehrsamkeit eine weit ausstrahlende Wirksamkeit entfaltet.

Professor Lesky dankte mit bewegten Worten für die hohe Ehre der Mitgliedschaft im Orden.

Übergabe des Ordenszeichens an

ARTTURI VIRTANEN

in Helsinki am 27. Juni 1972

Der Vertreter der Bundesrepublik Deutschland, Herr Generalkonsul Detlev Scheel, hat am 27. Juni 1972 Herrn Artturi Virtanen in der Bibliothek des Biochemischen Forschungsinstituts, der Arbeitsstätte des Herrn Virtanen, im Auftrage des Herrn Bundespräsidenten als Protektor des Ordens und des Ordenskanzlers das Ordenszeichen übergeben. Bei der Feier waren zahlreiche Gäste anwesend, darunter die Familie sowie Mitarbeiter und Freunde Professor Virtanens.
Herr Virtanen zeigte sich über die Auszeichnung erfreut und dankte in bewegten Worten.

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

WALTER ROSSOW

in Karlshafen / Weser am 29. September 1972

Die Übergabe des Ordenszeichens an WALTER ROSSOW erfolgte am 29. September 1972 vor dem Ordenskapitel auf der internen Ordenstagung in Karlshafen. Der Ordenskanzler begrüßte Herrn Rossow und bat dann Herrn HILLEBRECHT, die Laudatio zu halten. Dieser führte folgendes aus:

Herr Ordenskanzler, meine Herren,

ich führe Sie, lieber Herr Rossow, gern in das Ordenskapitel ein, in das Sie in der letzten Kapitelsitzung als erster Ihrer Disziplin gewählt wurden. Abgesehen von vielen fachlichen Aufgaben, denen wir uns, wie im Planungsbeirat für Berlin, seit Jahren gemeinsam zu stellen und denen wir unsere menschlichen Begegnungen zu verdanken haben, ist uns beiden nun gemeinsam, diesem Kreis als Vertreter neuer Fachgebiete in der Sektion der Künste anzugehören, einem Kreis, der neben anderen überlieferten Verpflichtungen die Tradition wahrt, dem Neuen gegenüber offen zu sein, das sich in der Aufgabenstellung als von Bedeutung und in dem Bemühen um ihre Lösung als von Rang erweist.

Sie sind Landschaftsplaner und haben sich als einer der ersten Gartenarchitekten einer Aufgabe gestellt, deren Ursprung zwar ins 19. Jahrhundert zurückreicht, deren Art, Umfang und

Bedeutung jedoch erst in jüngster Zeit erkannt und aktuell wurde. Der Lösung dieser Aufgabe, der Bewahrung und, soweit Ansprüche der industriellen Gesellschaft Eingriffe erfordern, einer gestalteten und die Naturgesetze respektierenden Veränderung der Landschaft, haben Sie sich verschrieben. Sie haben den Begriff Landschaftsplanung eingeführt und definiert, wissenschaftliche Methoden dafür entwickelt und angewandt und nicht zuletzt an die Gestaltung der Landschaft, der Kulturlandschaft, den Anspruch auf den Rang eines Kunstwerks gestellt und erfüllt.

Wenn ich jetzt den Weg, den Herr Rossow bisher gegangen ist, schildere, so habe ich auch über einige Eigenwilligkeiten zu berichten, die wohl auch seine Eigenständigkeit charakterisieren helfen. 1910 in Berlin geboren, verließ er die Schule vor dem Abitur, um einem bereits entstandenen besonderen Interesse zu folgen und eine Gärtnerlehre zu durchlaufen. Einer mehrjährigen Praxis als Gärtner folgte ein Studium an der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Berlin-Dahlem mit Examen im Jahre 1932. Es ergab sich durch günstige persönliche Umstände, daß er selbständiger Mitarbeiter einer Garten-Ausführungsfirma werden konnte. Dies sicherte ihm von 1934 bis 1945 nicht nur den Lebensunterhalt, sondern vermittelte auch praktische Kenntnisse und Erfahrungen in reichem Maße. In diese Zeit, 1939, fällt seine Heirat mit Dr. Helga von Hammerstein-Equord, einer Tochter des Generalobersten, der bis 1934 Chef der Heeresleitung gewesen ist. Die Ereignisse des 20. Juli 1944 blieben auch für diese Familie nicht ohne Folgen.

Herr Rossow nahm am schweren Wiederaufbau Berlins von Beginn an als freischaffender Gartenarchitekt und Landschaftsgestalter maßgeblichen Anteil, so ab 1947 bei städtebaulichen

Wettbewerben und seit Mitte der fünfziger Jahre durch seine Mitarbeit am Neubau des Hansaviertels und für die 1957 dort gezeigte Internationale Bauausstellung (INTERBAU). Hierfür steuerte er im Rahmen der Ausstellung »Stadt von morgen« das Thema Landschaft bei, mit dem er erstmals Aufgabe, Wesen und Bedeutung der Landschaftsplanung darstellte. Eine jahrelange beratende Tätigkeit für den Landkreis Saulgau mit seinen mannigfachen Aufgaben und Problemen der Dorf- und Stadterweiterung, des Straßenbaus, der Landschaftspflege, kurz des wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandels in Land und Stadt hatte seinen Blick für die tiefgreifenden strukturellen Veränderungen und deren Folgen für das biologische und ökologische Gleichgewicht geschärft. Herr Rossow war die treibende Kraft in einem Feldzug, den der Deutsche Werkbund 1959 unter dem alarmierenden Signal »Die große Landzerstörung« eröffnete und durch Ausstellungen, Vorträge und Veröffentlichungen, an denen er maßgeblich beteiligt war, solange systematisch, unermüdlich und erfinderisch betrieb, bis Bestandteile davon auch in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen sind. Das Eindringen dieser Ideen in die bisher nur wirtschaftlichen Aspekte großräumiger Planungen steht noch aus.

Am Wege seines beruflichen Werdeganges liegen viele Stationen der Arbeit im öffentlichen Raum: die Landschaftsberatung bei den Universitäten Konstanz, Ulm und Tübingen – hier insbesondere der Entwurf für den neuen Botanischen Garten –, die Landschaftsplanung bei den Gartenbauausstellungen in Stuttgart und Karlsruhe, die Gärten für die Deutschen Pavillons auf den Weltausstellungen in Brüssel und Osaka, für den Schloßbezirk in Stuttgart und für den Kurpark in Wildbad bis zu gegenwärtigen Studien und Vorschlägen für die richtige

Standortwahl einer neuen Universität in Trier im Rahmen einer umfassenden Gesamtplanung für die Stadtentwicklung in dieser alten Kulturlandschaft. Lassen Sie mich mit Nachdruck hinzufügen, daß nahezu alle diese Arbeiten sich methodisch durch das Beschreiten neuer Wege und durch eine interdisziplinäre Kooperation aller Beteiligten auszeichnen, deren funktionelle Koordinierung von der Sache her notwendigerweise häufig bei Herrn Rossow lag. Aus der leider oft genug nur dekorativen Gartenarchitektur entwickelte sich durch sein Tun und Wirken eine Landschaftsplanung als Grundlage für alle weiteren generellen und speziellen Planungsaufgaben.

Seit bald zwei Jahrzehnten vermittelt Herr Rossow sein Erfahrungs-, Wissens- und Forschungsgut dem Nachwuchs an deutschen Hochschulen, seit 1953 an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin, seit 1966 als ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für Landschaftsplanung an der Universität Stuttgart. Ein wachsender Kreis von Schülern und Mitarbeitern gewinnt mit wachsender Bedeutung der Landschaftsplanung segensreichen Einfluß auf die Entwicklung von Stadt und Land.

In der Fachwelt genießt Herr Rossow weithin uneingeschränktes Ansehen und sein Wort hat immer Gehör und Gewicht. Er ist Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und als Mitglied des Deutschen Werkbundes war er von 1951 – 1969 Vorsitzender von dessen Berliner Landesgruppe.

An Auszeichnungen wurden ihm der Paul Bonatz-Preis der Stadt Stuttgart, 1962 der Kritikerpreis Berlin und 1966 der Kunstpreis der Stadt Berlin, 1971 der Fritz-Schumacher-Preis der Technischen Universität Hannover zuteil.

In diesem Jahre wurden Sie, lieber Herr Rossow, von uns in das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und

Künste berufen. Wir freuen uns, Sie in unserem Kreis begrüßen zu können, und wir heißen Sie herzlich willkommen! Ich bin sicher, daß Sie uns in unseren Gesprächen und Gedanken bereichern werden, und ich möchte wünschen, daß auch Sie die Begegnungen in unserem Kreis als einen Gewinn empfinden werden.

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

FRITZ WINTER

in Dießen/Ammersee am 9. März 1973

Die Übergabe des Ordenszeichens an Herrn WINTER fand am 9. März 1973 in dessen Atelier zu Dießen am Ammersee statt. Der Ordenskanzler ging in seiner Ansprache zunächst kurz auf die Geschichte des Ordens ein, würdigte dann den Maler Fritz Winter und betonte, mit welcher Freude er die Überreichung in einem Raume vornehme, der als wahre Werkstatt in solchem Maße vom Schaffen und Wirken des Künstlers geprägt sei. Hierauf nahm er Herrn Winter in das Ordenskapitel auf.

Übergabe des Ordenszeichens an

ANDREAS ALFÖLDI

in Princeton am 14. März 1973

Der Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland, Herr Harald Posadowsky-Wehner, hat am 14. März 1973 das Ordenszeichen im Auftrage des Herrn Bundespräsidenten und des Ordenskanzlers in einer Feierstunde übergeben, die im Institute for Advanced Study in Princeton stattfand, dem Herr ALFÖLDI seit 1955 als Permanent Member angehört und dessen drittes Ordensmitglied er nach ALBERT EINSTEIN und ERWIN PANOFSKY ist.

Bei der Feier, die eine große Zahl von Historikern, Mathematikern und persönlichen Freunden vereinigte, würdigte Herr Posadowsky-Wehner in einer Ansprache die großen wissenschaftlichen Verdienste Herrn Alföldis, seine langjährige Verbundenheit mit deutschen wissenschaftlichen Instituten und Gelehrten, besonders aber die Bedeutung seines Wirkens weit über die Grenzen eines bestimmten Landes hinaus, das heißt in der gelehrten Welt überhaupt. Herr Alföldi dankte für die ihm zuteil gewordene Auszeichnung und hob besonders hervor, wie vielen wissenschaftlichen Institutionen und Kollegen er für jahrelange enge Zusammenarbeit sich in Dankbarkeit verbunden fühle.

Übergabe des Ordenszeichens an

SIR HANS ADOLF KREBS

in Bonn am 28. Mai 1973

Die Ordensmitglieder versammelten sich am 28. Mai 1973 in Bonn, um SIR HANS ADOLF KREBS in den Orden aufzunehmen. In seiner Ansprache hob der Ordenskanzler die großen wissenschaftlichen Leistungen von Sir Krebs hervor und übergab ihm das Ordenszeichen von Frau LISE MEITNER. Die Laudatio hielt Herr BUTENANDT.

Übergabe des Ordenszeichens an

HENRY MOORE

in London am 5. Juli 1973

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Herr Karl-Günther von Hase, hat im Auftrage des Herrn Bundespräsidenten als Protektor des Ordens das Ordenszeichen in der Botschaft der Bundesrepublik in London übergeben und darüber berichtet:

»Am 5. Juli 1973 habe ich im Rahmen eines kleinen Empfanges Herrn Professor Moore die Ordensinsignien des ›Pour le mérite‹ überreicht. Professor Moore war über diese Auszeichnung sehr erfreut und dankte dafür in bewegten Worten.«

Übergabe der Ordenszeichen an

HELMUT COING
MANFRED EIGEN · HANS ERICH NOSSACK
MARIA WIMMER

am 14. September 1973 in Trier

Auf der Internen Ordenstagung in Trier überreichte der Ordenskanzler vor dem Ordenskapitel am 14. September 1973 den neugewählten Mitgliedern HELMUT COING, MANFRED EIGEN, HANS ERICH NOSSACK und Frau MARIA WIMMER die Ordenszeichen.
Er hielt sodann folgende Laudatio auf HELMUT COING:

Sehr verehrter Herr Coing,

Das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste hat Sie in seiner ordentlichen Sitzung am 29. Mai 1973 zum Mitglied gewählt. Sehr gerne hätte Herr Wieacker als nächster Fachgenosse im Kapitel heute zu Ihnen gesprochen, doch kann er zu seinem Bedauern nicht bei uns sein, weil er gerade in diesen Tagen an einem Kongreß in Athen teilzunehmen hat. So ist es an mir, obwohl ich ganz fachfremd bin, einige Worte an Sie zu richten.
Sie haben sowohl als Direktor des Max Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte wie auch in Ihrem persönlichen wissenschaftlichen Werk die Grundlagen für die Disziplin der europäischen Rechtsgeschichte geschaffen. In der neueren deutschen und europäischen Privatrechtsgeschichte, der Rechtsphilosophie und des Zivilrechts haben Sie von Ihrer 1935 er-

schienenen Arbeit über die Frankfurter Reformation von 1578 bis hin zu Ihrem Werk von 1968 über die ursprüngliche Einheit der europäischen Rechtsgeschichte Hervorragendes und weit über diesen Rahmen Hinausgehendes für die Wissenschaftsgeschichte insgesamt, die Geschichte des Rechtsunterrichts und der Gelehrtenrechtssprechung geleistet. Aus Ihren Arbeiten spricht nicht nur volle Beherrschung des historischen Hintergrunds, sondern sie sind auch auf die Rechtsangleichung der europäischen Staaten gerichtet. Dies ist, wie mit Recht betont wurde, gerade unter den heutigen Umständen ein ganz wesentlicher Beitrag für die zukünftige Fortentwicklung der Rechtswissenschaft. Auch Ihre umfassenden Untersuchungen zum geltenden Deutschen Zivilrecht und Ihr Lehrbuch der Rechtsphilosophie stellen Sie in die erste Reihe der deutschen Zivilrechtslehrer.

Nachdem Sie von 1958 bis 1961 mit sicherer Hand und mit großem Erfolg dem Wissenschaftsrat vorgestanden hatten, haben Sie 1964 das Max Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte gegründet. Dieses Institut hat durch den vorbildlichen Aufbau als Forschungsstätte und durch die erfolgreiche Organisation umfassender, in der europäischen Rechtshistorie lange erstrebter, aber zuvor nie erreichter, dabei entscheidender Gemeinschaftsarbeiten größtes Ansehen erworben. Das ist Ihr Verdienst und Ihre besondere Leistung.

Der Orden hat Sie in Würdigung dieses umfassenden Schaffens in Wissenschaft und Wissenschaftsorganisation und der Wirkung, die Ihnen dank Ihrer Persönlichkeit, Ihrer klaren Sachlichkeit und Ihrer abgewogenen und unbestechlichen Urteilskraft weit über Ihr Fachgebiet hinaus beschieden ist, zu seinem Mitglied gewählt. Namens des Kapitels darf ich Ihnen das Ordenszeichen anlegen.

Herr COING dankte mit folgenden Worten:

Hochverehrter Herr Kanzler, sehr verehrte Mitglieder des Ordens!

Erlauben Sie mir einige Worte des Dankes.
Die Ehrung, die ich heute empfange, betrachte ich als die schönste, die mir als Gelehrter zuteil geworden ist. In unserem Vaterlande gibt es ja wenig Traditionen mehr. Das hängt wohl mit seiner zerrissenen Geschichte zusammen. Man hat als Deutscher das Gefühl, daß in unserem Lande jede Generation neu anfängt, ohne an die Arbeit der vor ihr wirkenden Generationen anzuknüpfen, und ohne den starken Atem der Geschichte hinter sich zu haben. Hier dagegen hat man das Gefühl, in einen Kreis zu treten, der noch Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen weiß, und man spürt das Fortwirken des Geistes der Großen, die ihm angehört haben.
Sie haben mich in Ihren Kreis als »Rechtsgelehrten« gewählt. Dies hat mich besonders berührt, denn dieses, ein wenig altfränkisch wirkende Wort »Rechtsgelehrter« bezeichnet ja eine ganz bestimmte Haltung zur Jurisprudenz. Eine Haltung, die sich bemüht, das Recht nicht allein aus sich heraus zu verstehen, sondern mit anderen Wissenschaften, mit Philosophie vor allem und mit Geschichte zu verknüpfen. Nun haben die Männer, die in Deutschland im vorigen Jahrhundert den Versuch gemacht haben, die Rechtswissenschaft in dieser Weise über eine bloß praktische Disziplin hinauszuheben und mit anderen Wissenschaften zu verbinden, zum großen Teil diesem Orden angehört. So die Gründer der historischen Rechtsschule: Savigny und Eichhorn. Mein unmittelbarer Vorgänger, Erich Kaufmann, war in der vergangenen Generation einer der großen Vertreter dieser Konzeption der Jurisprudenz. Mir selber

ist diese Auffassung von der Rechtswissenschaft immer als der Leitstern meiner wissenschaftlichen Arbeit erschienen, und ich habe es immer als meine Aufgabe betrachtet, diese wissenschaftliche Tradition in Deutschland zu erhalten, aus ihrem Reichtum zu schöpfen und sie weiter zu entwickeln. So ist es für mich eine besondere Freude, unter diesem Signum in Ihren Kreis zu treten.
Nehmen Sie noch einmal meinen tiefempfundenen Dank entgegen.

Die Laudatio auf MANFRED EIGEN sprach Herr GERLACH:

Der Herr Kanzler hat mich gewürdigt, zur Übergabe der Insignien des Ordens an Sie, lieber Herr Eigen, unserem Brauch entsprechend einige Worte zu Ihrer Einführung in unseren Kreis zu sprechen.
Ich tue das besonders gern in Erinnerung an eine wohl etwas mehr als 15 Jahre zurückliegende Unterhaltung mit Otto Hahn. Seine Frage klingt mir noch in den Ohren: Kannst Du mir mal sagen, was mit den Arbeiten des jungen Eigen los ist – der scheint mir doch ein tüchtiger Mann zu sein; die anderen wollen das nicht anerkennen.
Nun ja! – auch mit der Uranspaltung, die andere zuerst nicht wahr haben wollten, behielt Otto Hahn recht!
Sie hatten nach dem Humanistischen Abitur gerade 18jährig Ihr Studium von Chemie und Physik direkt nach dem Krieg unter heute leider vergessenen Verhältnissen in Göttingen begonnen. Nach der Promotion 1951 bei Arnold Eucken und einigen Jahren Assistententätigkeit führte eine gütige Fee Sie in den Kreis von Karl Friedrich Bonhoeffer, dessen prachtvolle Persönlichkeit nicht nur Ihre wissenschaftliche Haltung prägte.

Sie hatten früh die Problematik der äußerst schnell verlaufenden Reaktionen in Flüssigkeiten erkannt und ihre Klärung sich als erste Aufgabe gestellt.
Überblickt man heute Ihre Publikationen seit den frühen fünfziger Jahren, so erhält man ein eindrucksvolles Bild der Folgerichtigkeit Ihres Schaffens und versteht so das Geheimnis seiner ungewöhnlichen Ausbeute.
Man kann es vielleicht so fassen. Es handelt sich um das Herausarbeiten der atomaren und molekularen Elementarvorgänge, auf welchen die den üblichen Messungen pauschal zugänglichen, vielartigen physikalischen und chemischen Eigenschaften beruhen.
Sie erkannten, daß nur spezifische Untersuchungen über die in sehr kurzen Zeiten ablaufenden Vorgänge weiterführen.
Mit meisterhafter Beherrschung von Theorie und Experiment entwickelten Sie berühmt gewordene Methoden, welche Reaktionen in Zeiten bis zu 10^{-9} sec, d. h. Milliardstel Sekunden, entdecken ließen.
Was das bedeutet, mag ein Vergleich veranschaulichen: in dieser Zeit bewegt sich ein Auto bei 100 »Stundenkilometer« um den Millionsten Teil eines Zentimeters weiter.
Mit diesen Methoden konnten nicht nur anorganische, sondern auch komplizierte organisch-chemische Reaktionen in ihre elementaren Einzelschritte zerlegt werden.
Damit verlagerten sich Ihre Interessen mehr und mehr auf die Probleme der Molekularbiologie, etwa die Vorgänge der organisches Leben erst ermöglichenden biologischen Steuerungen und Regelungen oder die Erforschung der zur Speicherung von Informationen im Zentralnervensystem führenden Reaktionen.
Ein von Bonhoeffer übernommenes Erbe haben Sie mit einer kleinen Zahl von langjährig mit Ihnen verbundenen Mitarbei-

tern, besonders mit Leo de Maeyer, zu einer *neuen* biophysikalischen Chemie gemehrt, zu deren weiterer Entwicklung Sie das große Göttinger Max Planck-Institut errichtet und übernommen haben.
Die von Ihnen entwickelten Methoden und der mit ihnen neuerschlossene Forschungsbereich haben sich schnell als für viele Lebensprobleme fruchtbar erwiesen.
Das ist der schönste Erfolg, der einem Naturwissenschaftler zuteil werden kann:
Die Bedeutung seines Schaffens für zukünftige Erkenntnis zu erleben.

Die zeitgenössische Wissenschaft hat dies durch zahlreiche und mannigfache akademische, berufliche und persönliche Auszeichnungen zum Ausdruck gebracht. Außer vielen Preisen – ich nenne nur den Otto Hahn-Preis und den Nobelpreis – wurde Ihre Brust mit Medaillen, Ihr Haupt mit Ehrendoktorhüten geschmückt.
Die Listen in- und ausländischer wissenschaftlicher Akademien enthalten Ihren Namen.
Zu allem ist nun – nach Annahme der Wahl des Kapitels – auch Ihre Zugehörigkeit zum Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gekommen.
Aber ist das Wörtchen »auch« berechtigt? Ich meine: nein! Lassen Sie mich das kurz begründen.
Der Kreis, der Sie aufnimmt, besteht aus einer nur kleinen Zahl von Gelehrten und Künstlern verschiedenster Art und Richtungen. Einen Fachgenossen finden Sie unter den 10 Naturwissenschaftlern nicht, und es fehlen Angehörige selbst solcher Disziplinen, die heute erfolgreich sind, oder die für besonders wichtig gehalten werden.

So sehr spezifische wissenschaftliche Leistung Voraussetzung ist, ihrer Förderung soll der Orden nicht dienen. Eine solche Erwartung brächte eine Enttäuschung.
Die paritätische Zusammensetzung aus Gelehrten der Geistes- und Naturwissenschaften möchte an Bestrebungen erinnern, eine Verschmelzung beider herbeizuführen.
Nach meiner Erfahrung haben sich alle solchen organisatorischen und institutionellen Versuche in Worten erschöpft.
In übertragenem Sinn gilt eben Schillers Distichon über »Naturforscher und Transzendentalphilosophen«, mit dem er vor Goethes Bemühungen warnte:

> Feindschaft sei zwischen euch! noch kommt das Bündnis zu frühe,
> Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Das, worauf es ankommt, ist eine *klärende und damit fruchtbare Auseinandersetzung* zwischen den durch Gegenstand und Methoden getrennten schöpferischen Geisteskräften.
Der Wunsch, daß Sie diese in unserem Kreise finden, ist verbunden mit der Überzeugung, daß Sie Neues hierzu beitragen durch *den* Teil Ihres Schaffens, der in den letzten Jahren weithin aufmerken ließ:
Ihr Streben aufgrund gesicherter Erfahrung mit bewährtem strengnaturwissenschaftlichem Denken aus Ihren neuen Erkenntnissen zu rationalen Vorstellungen zu kommen, wie ein Zustand entstehen und sich entwickeln kann, den wir »das *Leben*« nennen.
Dazu kommt Ihr Bemühen, das Verhältnis Ihrer Überlegungen zu solchen anderer Art zu klären und – last not least – die eigentliche Aufgabe jeder Theorie zu erfüllen, zu neuartigen Fragen zu führen.
Ohne pathetisch zu werden, möchte ich sagen, daß eine solche

fruchtbare Auseinandersetzung gerade der Erfüllung von Goethes These entspricht:
»Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch«.
Aber Goethes »Mensch« erschöpft sich nicht in »Natur und Humaniora«, nicht in »Verstand und Vernunft, benachbart dem Gewissen«; –
und unseren Kreis bildet die Gruppe der Künstler mit den Gruppen der Gelehrten.
So wenig wie bei Natur- und Geisteswissenschaft ist an eine Verschmelzung von Wissenschaft und Kunst zu denken.
Ich erinnere, daß Paul Hindemith, eines der ersten Mitglieder unseres Ordens nach seiner Wiederbegründung, in seiner Bachrede 1950 von der banalen Meinung sprach, einer der Fugen schreibt, müsse ein Gelehrter sein.
Er fährt fort:
»Mit Wissenschaft hat diese Arbeit nichts zu tun, wie denn niemals wissenschaftliche Arbeitsweisen auf die künstlerische Schöpfung angewendet werden können.«
Eine fruchtbare Auseinandersetzung zwischen Kunst und Wissenschaft führt in Bereiche, welche mit Ratio allein nicht mehr erfaßbar sind – viel weiter und tiefer als Natur- und Geisteswissenschaften allein, dorthin, »wo der tätige Kuppler Verstand zu schweigen hat«.
Hierüber darf ich Ihnen, lieber Eigen, nichts sagen, für den die Künste, in Sonderheit die Musik, das geheimnisvolle Lebenselexier sind, das Ihnen nach Gesetzen, die Sie vielleicht molekularbiologisch einmal verstehen lehren, aus dem Elternhaus in Ihr Leben mitgegeben wurde.
Darf ich noch einmal auf die fruchtbare Auseinandersetzung zwischen *allen* Geisteskräften zurückkommen, nicht als Aufgabe, sondern als ureigenstes Interesse der Mitglieder des Ordens.

Keiner verlangt eine Rücksichtnahme auf seine oder eines anderen Denkweise, weil jeder die des anderen anerkennt.
Der Orden als solcher wirkt nicht in die Öffentlichkeit.
Sein Tun entspricht einem Glasperlenspiel, dem Arbeiten in einer pädagogischen Provinz oder einem Elfenbeinturm, dessen Ergebnisse im Denken und Handeln seiner Mitglieder in ihrem beruflichen und menschlichen Leben fruchtbar werden.
Nehmen Sie nun das äußere Zeichen Ihrer Zugehörigkeit zum Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste entgegen.
Gedenken Sie mit berechtigtem Stolz der Verpflichtung, die es Ihnen auferlegt, – die Sie übernehmen.

Herr EIGEN dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Kanzler, lieber Herr Gerlach, verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.
Ich bin tief gerührt über die netten Worte, die Herr Gerlach für mich gefunden hat, es ist mir Freude und Ehre zugleich, nun Ihrem Kreise angehören zu dürfen. Herr Coing hat die geschichtliche Bindung des Ordens bereits hervorgehoben. Ich muß sagen, es hat mich ganz besonders gefreut, als ich im Verzeichnis der früheren Mitglieder die Namen Felix Mendelssohn-Bartholdy, Johannes Brahms und Paul Hindemith fand. Aber Sie haben mich natürlich nicht als Musiker gewählt. Daß Herr Gerlach die Laudatio verfaßt hat, bedeutet, daß Sie mich zu den Physikern rechnen. In der Physik liegen in der Tat meine Wurzeln. Aber schon früh wurde ich von Karl-Friedrich Bonhoeffer zur Biologie bekehrt. Wenn schließlich der größte Teil meiner Arbeiten in die Chemie fällt, so heißt das nur, daß

Biologie und Physik eben durch die Chemie – fast hätte ich gesagt nur durch die Chemie, aber das stimmt nicht ganz – miteinander verbunden sind. Sollte ich einmal bei der Soziologie enden, so wird auch dafür die Physik eine Erklärung bereit haben.
Nun möchte ich aber schweigen, denn Sie haben schon so viel von Herrn Gerlach über mich gehört. Ich freue mich, daß ich hier sein darf. Herzlichen Dank!

Die Laudatio auf HANS ERICH NOSSACK sprach Frau MARIE LUISE VON KASCHNITZ:

Wer Hans Erich Nossacks Romane und Erzählungen, oder auch nur einige von ihnen kennt, erinnert sich an die Engel, diese, wie er sagt, sehr kreatürlichen, sehr irdischen Wesen, die nur in wenigen Augenblicken und nur im Spiegel einiger Menschengesichter zu erkennen sind. Er erinnert sich an andere nicht weniger romantische Züge in Nossacks Werk, an Grenzen und Grenzüberschreitungen, an Flüsse und schwarze Wälder, an Orte der Verdammnis und Inseln der Seligen, an seltsame Frauen, die in schwarzen Limousinen umherfahren und die eine Art von Todesgöttinnen sind.
In Nossacks neuem, noch gar nicht erschienenen Roman »Bereitschaftsdienst« nun fehlen solche Jenseitserscheinungen durchaus. Auf die nüchternste Weise berichtet die Ichfigur, ein Chemiker, der sich während einer Selbstmordepidemie dem Hamburger städtischen Bereitschaftsdienst zur Verfügung gestellt hat, vom Ablauf der Seuche. Er macht sich seine Gedanken über ihre Ursachen und Wirkungen, verfolgt ihre Ausbreitung auf allen Kontinenten, erstreckt seine Untersuchungen auf die wissenschaftlichen Erklärungen und geht den angeprie-

senen, aber wenig wirksamen Heilmitteln nach. Von dem allen erzählt er wie ein gewissenhafter Beamter, ohne jedes Pathos, ohne alles Selbstmitleid. Auch als er davon berichten muß, wie er eines Nachts nachhause gerufen wurde, weil nun auch seine Frau, zusammen mit den beiden kleinen Kindern, sich das Leben genommen hat, bleibt er stoisch und nur der bereits vorsorglich gedeckte Frühstückstisch gibt ihm ein bitteres Rätsel auf.

Der inneren und äußeren Haltung dieses beherrschten Menschen entspricht, wie schon gesagt, der Erzählton seines Berichts. Nichts mehr von Nossacks geheimnisvollem Drüben, viel von der Routine des Leichenwegschaffens, auch von der Routine des Lebens, die wirksamer vor der Seuche schützt als Religion und Philosophie. Es scheint, als habe der Stendhalschüler Nossack in diesem Buch zu einer äußersten Sachlichkeit und Knappheit und damit völlig zu sich selbst gefunden. Und nur einmal klingt an, was der Gegenstand so vieler seiner Romane und Novellen war, das Nichts, das von der Wirklichkeit nur einen Millimeter entfernt ist, und der Sog dieses Nichts.

Es mag Leser geben, denen Nossacks »Bericht von einer Epidemie« wie eine Konstruktion oder wie eine kunstvolle Übertreibung gewisser Symptome der Jetztzeit erscheint. Ich habe etwas anderes herausgelesen, nämlich den von Nossack einmal geäußerten Wunsch, sich zum Elend dieses Daseins zu bekennen. In seinem »Brief an eine Romanfigur« stehen die Worte »in mir ist eine seltene und sehr leise Stimme, die mir zuflüstert, daß ich die Vernichtung der Menschheit, die unabwendbar erscheint, aufhalten kann, wenn ich, ich ganz persönlich, das Elend und die Trostlosigkeit als meine Heimat zu leben lerne«.

Mit seinem ganzen Werk, auf immer andere Weise, hat Nos-

sack diese seine Heimat anzunehmen versucht. Es hat vor ihm einer dem Orden Pour le mérite angehört, den er bewundert und verehrt hat, Ernst Barlach. In seinem 1952 geschriebenen »Bekenntnis zu Ernst Barlach« erwähnt Nossack Barlachs Todesanzeige, in der nichts gestanden habe als die Worte »Es starb Ernst Barlach, Ritter des Ordens Pour le mérite«. Also nichts von dem Bildhauer und Holzschnitzer und Dramenschreiber, nichts von dem so und so gearteten Menschen. Nossack hat diesen sonderbar einseitigen und fast unpassenden Text als einen Ausdruck des Widerstands gedeutet, des Widerstands gegen ein Regime, das den Künstler ächtete und verfolgte. Vielleicht hat er ihn aber auch verstanden als einen Ausdruck des Überpersönlichen und Bleibenden, das der Orden darzustellen sich immer bemüht.
Ich meine, daß Nossack gern zu uns gekommen ist. Er ist einem Bruder gefolgt, der, wie er, die Sache der Trostlosen und Elenden zu seiner Sache gemacht und damit die Vernichtung der Menschheit gewiß aufgehalten hat.
Er wird Freunde finden und fühlen, wie sehr er uns willkommen ist.

Herr NOSSACK dankte mit folgenden Worten:

Hochverehrter Herr Kanzler, verehrte Ordensmitglieder.
Daß Frau von Kaschnitz, eine Dame, die genau einen Tag jünger ist als ich, die Laudatio gehalten hat, ist mir eine besondere Freude. Wie Frau von Kaschnitz schon erwähnte, war es einem Hamburger früher verboten, einen Orden anzunehmen. Aber ich fühle mich weniger meiner Mutterstadt und ihrem altmodischen Hochmut verpflichtet, als meinem geistigen Vater Ernst Barlach. Zu niemand paßte wohl ein Orden weniger als zu Vater Barlach, und wenn in der Todesanzeige Oktober 1938 der

POUR LE MÉRITE als einziges erwähnt wurde, so wäre es anmaßend für einen Nachgeborenen, den Orden ablehnen zu wollen. Übrigens war diese Todesanzeige doch politisch gedacht, das merkte man damals an der Reaktion der Nazi-Presse.
Es macht mich stolz, Herr Kanzler, dem Orden angehören zu dürfen, weil es ein Beweis für mich ist, daß doch noch etwas aus mir geworden ist, trotz der bösen Zeitgeschichte.
Aber wie kann ein Schriftsteller über sich selber reden, er soll lieber ein Buch schreiben, ein weiteres.

Die Laudatio auf MARIA WIMMER sprach
Herr HANS WIMMER:

Verehrte Frau Wimmer!

Wie soll ich sagen, was ich sagen möchte? Man könnte Ihre Schritte abmessen, die Ausladung Ihres Armes festhalten, die Silben, die Sie aussprechen, auf Band aufnehmen. Hätte man damit den *Ausdruck* Ihres Schrittes, die *Gebärde* Ihres Armes, den *Zauber* Ihrer Stimme? Alles das ist nicht meßbar. In diesem Nichtmeßbaren liegt Ihr Künstlertum, wie jedes Künstlertum: im Ahnen nämlich, nicht im Konstatieren. Damit will ich freilich ganz und gar nicht Fleisch und Blut leugnen, sondern sagen, daß Sie aus den reichsten irdischen Kräften Ihre geistigen und seelischen hervorbringen. Sie fangen sozusagen bei Maria Wimmer an und hören bei Pallas Athene auf. Vor der Staffelei Tizians sitzt die Venezianerin, und was der Pinsel malt, ist die Göttin. So etwas, scheint mir, geschieht, wenn Sie die Dichtergestalt berühren.
So war schon das Gretchen, mit dem Sie sich in Frankfurt die Bretter eroberten, so waren die großen Rollen in »Herodes und

Mariamne«, in »Gyges und sein Ring«. Ihre entscheidende Rolle wurde die Iphigenie in Hamburg, unsere moderne Iphigenie überhaupt – wer damals an die Iphigenie dachte, dachte an Sie. Von 1930–1950 waren Sie die Gestalterin der klassischen Frauenrollen: Maria Stuart! man schaute auf die Bühne, sah aber keine Bühne, sondern die Verkörperung der Schillerschen Gestalt. Ihre gefalteten Hände oder wie Sie in Ohnmacht fielen – wer könnte das vergessen? Stella! Schon beim ersten Erscheinen spürte man das Schicksal, und zwar in klarer Ausprägung. Es blieb keine stilistische Frage offen.

Bis dahin stand Ihre Darstellung vor dem Goldgrund der Klassik. Aber nun kündigt sich eine Wandlung an. Die Darstellung wird von jener Unruhe ergriffen, die den Künstler von Zeit zu Zeit schüttelt.

Sie spielten die Frau John in Hauptmanns »Ratten«, Sie spielten Strindberg, Claudel, Cocteau, Tschechow, Beckett. Übermächtig (in dem winzigen Münchener Zimmertheater) war die weibliche Rolle in Sartres »Hinter verschlossenen Türen«. Schier unerschöpflich waren damals Ihre Darstellungsmittel: Ihre jeweilige Erscheinung, Ihre Bewegungen, Ihre Mimik, Ihr Schrei, Ihr Flüstern, Ihr Lachen.

Schließlich ergreifen und durchdringen Sie die Iphigenie noch einmal – mit ganz anderem Vorzeichen und mit dem impetus des Wagnisses. Selbst Shakespeare erscheint in einem bisher ungesehenen gleißenden Licht: ich meine Cleopatra unter Kortner.

Ich habe mich damals in Berlin gefragt: was ist eigentlich eine Schauspielerin? Doch wohl die Erweckerin der schlummernden Dichter-Gestalt, die Helferin und Vollenderin des Dichters. Und die *große* Schauspielerin? diejenige, welche die *großen* Gestalten, *die* Gegenstände, an denen sich die Zeiten

immer wieder versuchen, gültig verkörpert und dadurch – mit Schiller zu reden – für alle Zeiten bewahrt.
Ihr Lebensgeschenk an das deutsche Theater, verehrte Frau Maria Wimmer, *ist* so ein Beitrag zu unserem geistigen Dasein von heute, Ihre Hand, Ihre Stimme, Ihr künstlerischer Reichtum schenken ihn uns,

»denn Geben ist Sache der Reichen«.

Frau WIMMER dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Ordenskanzler, verehrte Ordensmitglieder, lieber Herr Wimmer. Ich danke Ihnen. Es ist schwer für mich, meinen Dank und meine Freude so auszudrücken, wie es in diesem Kreis geschehen müßte.
In dem Verzeichnis der Ordensmitglieder seit Gründung des Ordens habe ich wohl Theaterregisseure gefunden, aber nicht Schauspieler.
Wenn Sie jetzt in mir diesen Beruf ehren, so ehren Sie damit eine Kunst besonderer Art. Denn der Stoff, aus dem der Schauspieler sein Kunstwerk schafft, ist, anders als bei anderen Kunstwerken, der Mensch selber. Alles, was Sie auf Ihren verschiedenen Gebieten Schöpferisches leisten, was Sie erforschen und erfinden, was Sie bilden und dichten, ist festgehalten, ist aufgeschrieben, es ist lesbar, anschaubar, nachprüfbar, und wenn es heute nicht verstanden wird, dann vielleicht morgen oder übermorgen. Das Kunstwerk, die Schöpfung des Schauspielers aber ist in dem Moment, in dem sie entsteht, schon Vergangenheit, ist eigentlich in den Wind gesprochen, wäre nicht der empfangende Zuschauer, in dessen Geist und Gemüt es die seltsamsten Wirkungen und Veränderungen hervorzubringen vermag. Wenn man von der Unsterblichkeit einer schauspielerischen

Schöpfung reden will, dann darum; und ich weiß keine andere Erklärung dafür als den Satz: Der Geist weht wo er will.
Als ich die Nachricht von der hohen Auszeichnung erhielt, war ich über die Freude hinaus – die besonders der Schauspieler empfinden muß, der so abhängig ist vom Beifall der Zeitgenossen – bestürzt. Denn diese Ehrung ist doch wohl die Krönung eines Lebenswerks, und ich habe mich gefragt: Ja, bin ich denn schon fertig? Habe ich all das geleistet, was ich zu leisten vermag? Aber das empfindet wohl jeder schöpferische Mensch, er ist nie fertig und nie zufrieden, er ist immer auf dem Wege, und darin fühle ich mich mit Ihnen allen einig.
Ich danke Ihnen sehr.

TAGUNGSBERICHTE 1972

Zwischentagung

Vom 14. bis zum 16. April 1972 hat eine inoffizielle Zwischentagung der Mitglieder in Konstanz stattgefunden.

Es nahmen teil:

Kurt Bittel
Adolf Butenandt
Theodor Eschenburg
Hugo Friedrich
Hans-Georg Gadamer
Walther Gerlach
Rolf Gutbrod
Werner Heisenberg
Rudolf Hillebrecht
Hans Kienle
Albin Lesky
Feodor Lynen
Carl Orff
Karl Rahner
Hans Rothfels
Wolfgang Schadewaldt
Theodor Schieder
Emil Staiger
Franz Wieacker
Hans Wimmer
Frau Brigitte Eiermann
Frau Daisy Kuhn

Frau Gertrud Ritter
Frau Ehrengard Schramm
Vom Bundesministerium des Innern:
Ministerialdirigent Dr. Carl Gussone
Frau Rahn.

Der Ordenskanzler begrüßte die zum ersten Mal im Kapitel anwesenden neuen Mitglieder Gadamer, Gutbrod, Lesky, Lynen, Rahner und Schieder, sowie die Damen der verstorbenen Ordensmitglieder Eiermann, Kuhn, Ritter und Schramm. Vor versammeltem Kapitel übergab er das Ordenszeichen an Herrn Lesky, worauf Herr Schadewaldt die Laudatio sprach.
Informell wurde über die fälligen Zuwahlen und über andere, den Orden berührende Fragen gesprochen. Es wurde beschlossen, die Zwischentagung in Zukunft im Herbst abzuhalten. Die Berichte und Aussprachen über laufende Arbeiten von Ordensmitgliedern auf den Gebieten der Wissenschaften und Künste waren auch diesmal sehr anregend und hielten das Kapitel mit den ausländischen Mitgliedern und den Damen lange zusammen.
Am Nachmittag des 15. April folgten die Ordensmitglieder einer Einladung des Grafen Bernadotte zum Schloß Mainau, am 16. April wurde ein Ausflug nach Arenenberg im Thurgau unternommen.

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Am Nachmittag des 30. Mai versammelte sich das Kapitel zu einer Sitzung, die am 31. Mai vormittags fortgesetzt wurde. Dabei wurden auch die fälligen Zuwahlen vorgenommen.
Der Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

empfing am Abend des 30. Mai die Ordensmitglieder und ihre Damen. Am 31. Mai waren sie mittags Gäste des Herrn Bundespräsidenten. Dabei wurden die nachfolgend abgedruckten Ansprachen gehalten.

Tischansprache von Bundespräsident GUSTAV W. HEINEMANN beim Mittagessen mit den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste am 31. Mai 1972:

Meine Damen und Herren!

Meine Frau und ich freuen uns, Sie auch in diesem Jahr als unsere Gäste begrüßen zu können. Mein Wunsch, an einer Arbeitstagung Ihres Ordens teilnehmen zu können, hat sich bisher nicht verwirklichen lassen. Als »unerledigt« bleibt er aber auf dem Programm.

Heute ist der 130. Geburtstag Ihres Ordens. Am 31. Mai 1842 erweiterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den von Friedrich II. geschaffenen Orden Pour le mérite um eine Friedensklasse. Sie sollte Persönlichkeiten vorbehalten sein, »die sich durch weitverbreitete Anerkennung ihrer Verdienste um die Wissenschaften und Künste einen ausgezeichneten Namen erworben haben«.

Die ausgewiesene Leistung wurde damit zum Maßstab für die Zugehörigkeit zu diesem Orden erhoben. Das ist der Grund dafür, daß er sich über die Wirren der Geschichte bis zum heutigen Tag erhalten konnte.

Die eigene Erfahrung, wieviel Kraft es kostet, im wissenschaftlichen oder künstlerischen Bereich Außergewöhnliches hervorzubringen, schärft den Blick für die Leistung des anderen. Es ist daher kein Zufall, daß man sich in diesem Kreis mit Achtung, Anerkennung und Duldsamkeit begegnet. Damit ist die

ideale Voraussetzung für das Entstehen einer Gemeinschaft gegeben, die bei voller Freiheit enge persönliche Bindung erlaubt.

Diese Gemeinschaft umfaßt alle Träger des Ordens: Die lebenden und die toten. Sie machen das dadurch deutlich, daß bei Ihren Jahrestagungen dem Gedenken an die Verstorbenen ein fester Platz eingeräumt wird.

Für meine Frau und mich fällt auf diese Stunde des Wiedersehens mit Ihnen ein tiefer Schatten. Zum ersten Mal fehlt in diesem Kreis Gerhard von Rad, den wir zu unseren engeren Freunden zählen durften. Unter uns aber ist Frau von Rad. An sie richten wir, gewiß in Ihrer aller Namen, die Bitte: Bleiben Sie dem Orden in Freundschaft verbunden! Ihr Mann hat ihm Treue und Anhänglichkeit geschenkt. Tun Sie es nun an seiner Stelle.

Ein besonderer Gruß gilt den neugewählten Mitgliedern. Sie wurden auserwählt in Anerkennung ihrer Verdienste und in der Absicht, das Fortbestehen der Gemeinschaft auch in Zukunft zu sichern.

Es gehört zu den treu gewahrten Überlieferungen dieses Ordens, sich aus dem öffentlichen Meinungsstreit herauszuhalten. Dieser Grundsatz hat sich bewährt. Er hat den Orden davor geschützt, sich für dieses oder jenes einspannen zu lassen oder auch, dem Zeitgeist folgend, dieses oder jenes mit einem Bannfluch zu belegen.

Ich will Sie nicht dafür gewinnen, diese Enthaltsamkeit zu durchbrechen. Dennoch möchte ich auch Sie, wie ich es bei anderen Gelegenheiten und bei sehr unterschiedlichen Zuhörern getan habe, in einer Sache als Mitarbeiter gewinnen, die zur Lebensfrage für unsere Nachkommen werden kann.

Wir sind im Begriff, im kommenden Jahrhundert, also nicht

irgendwann, sondern in 40 oder 50 Jahren, in eine Weltkatastrophe hineinzutaumeln, wenn wir nicht bereit sind, jetzt und heute eine völlige Revolution im wirtschaftlichen und technischen Denken oder Planen einzuleiten. Es geht um nichts Geringeres, als radikal mit Wertmaßstäben zu brechen, die spätestens seit der Industrialisierung allzu uneingeschränkt den wirtschaftlichen und technischen Ablauf bestimmt haben.

Wenn wir fortfahren, alle Planungen und Entwicklungen nur unter dem Gesichtspunkt gegenwärtiger Wirtschaftlichkeit zu prüfen, werden Umweltschäden und Erschöpfung der Natur sich zur tödlichen Bedrohung für unsere Kinder und Enkel auswachsen. Jetzt und hier gilt es daher, Alarm zu schlagen, damit niemand den Ernst der Lage verkennt.

Wer weiß, wie schwer es ist, Denkweisen und Wertvorstellungen zu ändern, vor allem dann, wenn diese in enger Beziehung zum geheiligten Gewinn und dem allgemeinen Wohlstand stehen, wird sich klar sein, was hier in verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigt werden muß.

Das gilt zumal dann, wenn an eine Weltdiktatur, der alle Vollmachten zu übergeben wären, von vornherein nicht zu denken ist. Wir sind vielmehr auf den schweren Weg gewiesen, um Einsicht bei einzelnen und Gruppen ringen zu müssen.

Ich meine, hier können Sie helfen. Vielleicht nicht durch eine gemeinsame Veröffentlichung, wie sie kürzlich der »Club of Rome« eindrucksvoll herausgebracht hat, wohl aber durch ein verantwortliches Sich-in-den-Dienst-stellen Ihrer einzelnen Mitglieder. Auf Sie, als Wissenschaftler und Künstler von Rang und Namen, wird man noch am ehesten hören. Sie verfügen über die Macht des Wortes, Sie können sich alle gewünschten Daten und Zahlen verschaffen, und Sie genießen in allen Schichten der Bevölkerung hohes Ansehen.

Wo und wie Sie mitmachen und mittun, können nur Sie entscheiden. Aber lassen Sie die nicht allein, die die Schwere der Aufgabe vor Augen, dennoch entschlossen sind, sie anzupakken.
In diesem Fall brauchen Sie keine Furcht davor zu haben, sich mit der falschen Seite zu solidarisieren. In der Front, die sich bilden muß, wird der Unterschied von links und rechts, von mehr oder minder an Bildung und Wissen, von arm und reich, unerheblich sein. Alle werden gefordert, weil alle betroffen sind. Auch Sie und ich.
Man mag es mit einem Fragezeichen versehen, ob eine Tischrede sich einem so ernsten Stoff zuwenden sollte. Ich meinte, ja und stehe dafür ein.
Ich sehe keinen Widerspruch darin, nun auf Ihr aller Wohl und auf die Zukunft des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zu trinken.

Der Ordenskanzler dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident!

Das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste dankt Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin für die Aufnahme und für die Begrüßung, die Sie, Herr Bundespräsident, als Protektor des Ordens uns zuteil werden ließen. Sie haben in dem Jahr, das seit dem Tage vergangen ist, an dem wir zuletzt Ihre Gäste gewesen sind, Ihre Verbundenheit mit dem Orden, zu seiner in der Vergangenheit geprägten, inzwischen gefestigten und bewährten Tradition und zu seiner heutigen Form unvermindert aufrecht erhalten. Dafür sind wir Ihnen zutiefst dankbar.
Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie an der internen Zusam-

menkunft des Ordens im April in Konstanz teilzunehmen beabsichtigten. Andererseits aber haben wir es alle sehr wohl verstanden, daß Ihre zahlreichen Amtsgeschäfte und drängenden Verpflichtungen die Ausführung dieser Absicht dann doch nicht zuließen. In dem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche allein schon sehen wir jedoch eine solche Bekundung der Bereitschaft, am Leben des Ordens auch über die offiziellen Sitzungen hinaus teil zu haben, daß wir hoffen, Sie, Herr Bundespräsident, bei unserer nächsten internen Zusammenkunft, die, wie wir heute vormittag beschlossen haben, vom 29. 9. bis 1. 10. in Karlshafen an der Weser stattfinden soll, unter uns haben zu dürfen. Die internen Ordenstagungen führen ja nicht nur in gelöster Atmosphäre die Mitglieder näher zusammen, fördern das Gespräch innerhalb des Kapitels, sondern sollen vor allem Aussprachen und Diskussionen über Themen dienen, welche die Gesamtheit des Ordens angehen und betreffen. Die lange Erörterung, die sich in Konstanz an ein Referat unseres Freundes Gutbrod anschloß über Bauten allermodernsten Stils und letzter technischer Errungenschaft in Mekka und damit in einer Welt alter, scheinbar noch festgefügter Tradition – sowohl was die religiöse wie was die allgemein kulturelle Seite betrifft –, wo die Gegensätze zwischen West und Ost zum überwiegenden Teil noch hart und nur schwer vereinbar aufeinanderstoßen – diese Erörterungen sind noch in unser aller Erinnerung.

Wir leben in bewegten Jahren, ja in bewegten Monaten. Einschneidende Veränderungen, die das Leben, die Lebensauffassungen, die Formen und die Bedingungen unseres Daseins berühren, sind teils vollzogen, teils im Gange, teils bahnen sie sich an. Es hat wohl kaum seit der Gründung des Ordens eine Zeit gegeben, die durch so tiefgreifende, so gut wie alle Gebiete erfassende Strömungen gekennzeichnet gewesen wäre. Das läßt

uns nicht gleichgültig, sondern bewegt uns alle, zwar weniger den Orden als solchen, aber doch alle, die ihm angehören. Gewiß bekennen wir uns auch heute in der stürmischen Flut dieser Zeit zu jenem Standort, der uns durch Erziehung und Bildung gegeben ist. Ich meine damit: einmal die Achtung und die Ehrfurcht für die, auf deren Leistungen wir weiterarbeiten; dann das Gefühl und das Verständnis für Tradition, aber doch mit dem Willen und mit dem Wagnis, diese Tradition als sich beständig erneuernde, aufnahmebereite und maßvolle Kontinuität zu verstehen; und schließlich das Bewußtsein – ich gebrauche einen heute nicht mehr allzu gern gehörten Begriff –, einer alten Kulturnation anzugehören, die sich aus den großen Jahrhunderten Europas herleitet, die heute in einer viel größeren Welt aufgegangen und weit davon entfernt ist, wie einst, ein Monopol für sich in Anspruch zu nehmen, die vielmehr gibt und nimmt, empfängt und spendet, die damit Teil einer großen, unteilbaren Welt ist, die aber auch heute noch denen, die ihr angehören unmißverständliche Pflichten auferlegt, den anderen gegenüber, aber auch vor allem sich selbst gegenüber.
Die Gefahren freilich und die Bedrohungen, die uns heute umgeben und in denen wir mitten drinstehen, sind so groß und so unberechenbar, daß sie die Zukunft des Menschen in Frage stellen können, das nämlich, was wir unter »Zukunft« verstehen und was für uns als Zukunft sinnvoll ist. Wir wissen, was uns als Mitgliedern dieses Ordens, jedem einzelnen von uns an seinem Platze und Kraft seiner Fähigkeiten, der Gesamtheit gegenüber am richtigen Orte auferlegt ist. Namens des Kapitels danke ich Ihnen, verehrter Herr Bundespräsident, für das Vertrauen, das Sie gerade auch darin in uns und in den Orden setzen.

Zwischentagung

Eine inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 29. September bis zum 1. Oktober in Karlshafen an der Weser statt.

Anwesend waren:

Kurt Bittel
Adolf Butenandt
Theodor Eschenburg
Hans-Georg Gadamer
Walther Gerlach
Rolf Gutbrod
Rudolf Hillebrecht
Hans Kienle
Albin Lesky
Karl Rahner
Walter Rossow
Hans Rothfels
Wolfgang Schadewaldt
Theodor Schieder
Franz Wieacker
Hans Wimmer
Frau Ehrengard Schramm
Vom Bundesministerium des Innern:
Ministerialdirigent Dr. Carl Gussone
Ministerialrat Rudolf König
Frau Rahn.

Im versammelten Kapitel übergab der Ordenskanzler Herrn Rossow das Ordenszeichen, Herr Hillebrecht sprach die Laudatio.

An die Berichte über neuere Forschungen und Arbeiten von Ordensmitgliedern schloß sich jeweils ein sehr lebhafter Gedankenaustausch, der nicht selten weit über das ursprüngliche Thema hinausführte.

Der Ordenskanzler verabschiedete den aus dem Amte im Bundesministerium des Innern scheidenden Herrn Dr. Gussone, würdigte in längeren Ausführungen seine für den Orden überaus wertvolle Tätigkeit und dankte ihm namens des Kapitels für die Fürsorge, die er dem Orden seit der Wiederbegründung zuteil werden ließ.

Am Abend des 30. September sahen die Ordensmitglieder in Göttingen die Aufführung der Lysistrata des Aristophanes in der Übersetzung von Wolfgang Schadewaldt.

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Das Kapitel trat am 28. Mai vormittags und nachmittags zu einer Vorbesprechung, am 29. Mai zu einer Sitzung zusammen, die um 9 Uhr 30 begann und gegen 12 Uhr zu Ende war. Es wurden Zuwahlen vorgenommen.
Ein Empfang beim Rektor der Universität Bonn fand am Abend des 28. Mai statt. Beim Essen, das der Herr Bundespräsident als Protektor des Ordens den Ordensmitgliedern und ihren Damen am 29. Mai gab, wurden die anschließend wiedergegebenen Reden gehalten.

Ansprache des Bundespräsidenten GUSTAV W. HEINEMANN:

Meine Damen und Herren!

Die alljährlichen Kapitelsitzungen des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste bedeuten für meine Frau und mich ein Wiedersehen mit nun schon vielen vertrauten Gesichtern und die Begegnung mit Männern und Frauen, denen wir hohen Respekt entgegenbringen.
Zu unserer besonderen Freude sind die ausländischen Mitglieder in diesem Jahr besonders stark vertreten. Die Internationalität, die dem Orden schon eigen war, als die nationale Idee sich sonst oft genug als Störenfried unter den Völkern erwies, wird damit besonders unterstrichen. Das veränderte und verbesserte Verhältnis zwischen Ost und West, für das es in diesen Tagen

manche Hinweise gibt, sollte es möglich machen, daß in Ihrem Kreis, in dem das ost-westliche Gespräch immer gefördert wurde, auch in Zukunft durch Leistung ausgewiesene Wissenschaftler und Künstler gerade aus den Ostblockländern als Mitglieder des Ordens in Erwägung gezogen werden.

Im vergangenen Jahr habe ich in meiner Tischrede versucht, Sie als Bundesgenossen dafür zu gewinnen, daß auch und gerade Sie uns allen ins Bewußtsein rücken, vor welchen Gefahren die Menschheit steht, wenn sie gedankenlos so weiter macht wie bisher. Ich sprach von der Studie des Club of Rome. Ich sprach davon, daß man auf Sie als Wissenschaftler und Künstler von Rang und Namen noch am ehesten hören werde, wenn Sie sich, nicht als Orden, sondern als einzelne, je nach Einsicht und innerer Beteiligung ebenfalls zu Wort melden würden, um den Ernst unserer Lage zu kennzeichnen. Dieser Appell bleibt bestehen und hat mir manche Zustimmung eingetragen.

Das ermutigt mich, heute eine weitere Bitte um Bundesgenossenschaft vorzubringen. Sie gilt der Verständlichkeit unserer Sprache. Mich bedrückt es, daß Teile unseres Volkes sich mehr und mehr aus dem Verständnis dessen, was sie hören oder lesen, verdrängt sehen.

Natürlich gibt es und muß es Fachgespräche der Wissenschaften in sich geben. Natürlich kann Kants »Kritik der reinen Vernunft« nicht als Unterhaltungsliteratur dargeboten werden. Muß es aber sein, daß Presse, Rundfunk und Fernsehen sich in schwierigen Fachausdrücken ergehen und mit unnötigen Fremdwörtern überladen, die zumal Schüler und Deutschlehrer in Verlegenheit bringen?

Auch Wissenschaftler und Künstler beteiligen sich erfreulicherweise in Anreden an die Allgemeinheit. Wo das geschieht, sollte vor allem die Verständlichkeit die Aussage nach Form und

Inhalt bestimmen. Oft genug haben gerade Gelehrte und Künstler, die als die ganz Großen in ihrem Bereich gelten, die schwierigsten Zusammenhänge verständlich dargeboten. Darum halte ich Sie, die Sie alle – jeder auf seinem Gebiet – Außergewöhnliches geleistet haben, für berufen, beispielgebend dabei zu helfen, daß sich unsere Demokratie nicht in Sprachklüften zerfasert.

Bei der Eröffnung des neuen Hauses des Archivs für deutsche Literatur in Marbach bin ich vor kurzem näher darauf eingegangen (vgl. Bulletin der Bundesregierung Nr. 58 vom 18. Mai 1973, S. 555 ff.). Wer die Ansprache im vollen Wortlaut lesen möchte, findet Abdrucke auf dem Tisch am Eingang, auf dem das Gästebuch ausliegt.

Aber nun wird es Zeit, mich selbst daran zu erinnern, daß es eine besondere Art von Mißbrauch der Sprache ist, in einer Tischrede die Gäste allzulange zum Zuhören zu zwingen. In der Hoffnung, Sie zum Bundesgenossen in einer Sache gewinnen zu können, die mir am Herzen liegt, trinke ich auf Ihr aller Wohl und auf die Zukunft des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

Der Kanzler des Ordens, Prof. Dr. KURT BITTEL, erwiderte für die in- und ausländischen Mitglieder des Ordens mit der nachstehenden Ansprache:

Herr Bundespräsident!

Der Orden dankt Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin für die freundliche Aufnahme und die Begrüßung, die uns allen auch diesmal hier in dem uns nun schon so vertrauten Hause zuteil geworden ist. Daß ich in diese Dankesbezeugung

auch mehr als in anderen Jahren ausländische Mitglieder des Ordens und ihre Damen, die in diesen Tagen nach Bonn gekommen sind, mit einschließen kann, freut mich besonders. Sie gehören mit zum Treffen unserer großen Familie.

Sie, Herr Bundespräsident, haben darauf hingewiesen, daß der Orden nicht an irgendwelche Grenzen gebunden, sondern international sei. In der Tat ist er eine Familie, der sich, seit sie im Jahre 1842 ins Leben trat, nicht weniger als 206 Angehörige in 20 Ländern Europas und in Übersee als zugehörig fühlten. Jahr für Jahr erweitert sich dieser Kreis in einem beständigen Wechsel von Kommen und Gehen, wie es eben einer Familie zukommt. Gerade bei dieser Sitzung haben wir Erwägungen eingeleitet, ob und wie der Orden in naher Zukunft seine Verbindungen auch in Länder stärker pflegen kann, die sich darin auf Grund neuester Entwicklungen als zugänglich zu erweisen scheinen. Wir werden bei der nächsten Sitzung dieser Frage erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken haben und unter Umständen entsprechende Entschlüsse fassen.

Wir alle erinnern uns sehr wohl an die Tischrede im vergangenen Jahr, in der Sie, Herr Bundespräsident, auf einige äußerst dringende Probleme hingewiesen haben, die in unseren Tagen bestehen und denen sich niemand entziehen kann oder mindestens nicht entziehen sollte, der ein waches Gewissen hat.

Ich habe sehr an Ihre Worte gedacht, als ich die Rede las, die Sie am 16. Mai bei der Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach gehalten haben. Sie richteten dabei an Hörer und Öffentlichkeit einen eindringlichen Aufruf zum sorgfältigeren Umgang mit unserer Sprache, ohne dabei an eine obrigkeitliche Bevormundung zu denken, wie sie in manchen anderen Ländern in Übung ist. Ich empfand es wie eine Erlösung, daß in dieser Sache endlich einmal ein klares und unmißverständ-

liches Wort gesprochen wurde. Aber auch viele andere von uns empfanden das sicher in gleicher Weise, nämlich alle, die mit zunehmender Sorge den Mißbrauch, um nicht zu sagen die Verwilderung, unserer Sprache beobachten und beklagen.
Daß Sie, Herr Bundespräsident, uns, die Mitglieder des Ordens, nun aufgefordert haben, in dieser Sache Ihre Bundesgenossen zu sein, das greifen wir in voller Zustimmung freudig auf.
Sie selbst haben darauf hingewiesen, daß die Fachsprache der Wissenschaft ihre eingespielten Gesetze und Voraussetzungen hat und haben muß. Aber da, wo es sich darum handelt, zur Öffentlichkeit zu sprechen, sich ihr verständlich zu machen, finden Sie bei uns mit Ihrer Aufforderung, das hohe, kostbare und in sich so empfindsame Gut der Sprache zu pflegen und reinzuhalten, Zustimmung und Unterstützung.
Im Zeichen dieser Verbundenheit mit dem Protektor unseres Ordens bitte ich, auf das Wohl des Herrn Bundespräsidenten das Glas zu erheben.

Zwischentagung

Vom 14. bis 16. September 1973 fand in Trier eine inoffizielle Tagung statt.

Es waren zugegen:

Kurt Bittel
Helmut Coing
Manfred Eigen
Theodor Eschenburg
François-Louis Ganshof
Walther Gerlach

Rolf Gutbrod
Rudolf Hillebrecht
Marie Luise von Kaschnitz
Hans Kienle
Sir Hans Adolf Krebs
Feodor Lynen
Hans Erich Nossack
Walter Rossow
Hans Rothfels
Theodor Schieder
Hans Wimmer
Maria Wimmer
Frau Ehrengard Schramm.

Der Ordenskanzler übergab den Herren Coing, Eigen, Nossack und Frau Wimmer als neuen Mitgliedern des Kapitels die Ordensinsignien.

Es wurden interne Ordensangelegenheiten besprochen. Herr Dr. Gussone, dem das Kapitel die Redaktion der beiden Bildbände übertragen hat, die alle Ordensmitglieder von 1842 bis 1882 bzw. von 1883 bis 1952 enthalten sollen, berichtete eingehend über die Vorarbeiten und über die Planung dieses Werkes.

Die Referate über bestimmte Arbeitsgebiete von Ordensmitgliedern führten zu lebhaften Aussprachen. Im Anschluß an einen Vortrag des Herrn Rossow beschäftigte man sich mit einer Landschaftsanalyse des Trierer Raumes, ein Thema, das dann am 16. September durch einen Ausflug in das Mosel- und in das Saartal (Römische Villa bei Nennig, Saarschleife bei Mettlach) vertieft wurde.

BILDTEIL

Empfang auf der Insel Mainau durch Graf Bernadotte
am 15. April 1972 anläßlich der internen Ordens-
tagung in Konstanz.

Von links nach rechts:
Ordenskanzler Kurt Bittel,
(im Hintergrund Ehepaar Hugo Friedrich), Graf Bernadotte,
Ehepaar Walther Gerlach, Carl Orff.

Empfang bei Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann
anläßlich der Jahrestagung in Bonn
am 31. Mai 1972 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:
Frau Lorenz, (im Hintergrund Theodor Eschenburg),
Bundespräsident, Ordenskanzler, (im Hintergrund Rolf Gutbrod),
Karl Rahner.

Empfang bei Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann
anläßlich der Jahrestagung in Bonn
am 31. Mai 1972 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:
Frau Lorenz, dahinter Walther Gerlach und Frau Rothfels, Hans Rothfels,
Bundespräsident, Albin Lesky, Ordenskanzler,
Ehepaar Hans Kienle.

Sitzung des Ordenskapitels
im Bundespräsidialamt in Bonn am 28. Mai 1973.

Von links nach rechts:
(Vorderansicht:) Hugo Friedrich, Franz Wieacker, Theodor Eschenburg.
Vom Bundesministerium des Innern: Carl Gussone, Rudolf König.
(Rückansicht:) Ordenskanzler,
Rudolf Hillebrecht, Hans Rothfels.

Sitzung des Ordenskapitels
im Bundespräsidialamt in Bonn am 28. Mai 1973.

Von links nach rechts:
Rudolf Hillebrecht (Rückseite), Ordenskanzler, Hans Kienle,
Hans Wimmer, Theodor Schieder, Hans-Georg Gadamer,
Karl Rahner, Adolf Butenandt, Sir Hans Adolf Krebs,
Marie Luise v. Kaschnitz,
Walther Gerlach, Hugo Friedrich.

Empfang bei Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann
anläßlich der Jahrestagung in Bonn
am 29. Mai 1973 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:
Frau Heisenberg, Werner Heisenberg,
Frau Heinemann, Theodor Schieder, Bundespräsident,
Ordenskanzler, Frau Eschenburg, Hans Kienle,
Theodor Eschenburg.

Der Ordenskanzler überreicht Albin Lesky während der internen
Ordenstagung in Konstanz
am 14. April 1972 die Ordensinsignien.

Von links nach rechts:
Ordenskanzler Kurt Bittel, Frau Lesky, Albin Lesky.

Überreichung der Ordensinsignien
an Artturi Virtanen in Helsinki am 27. Juni 1972.

Überreichung des Ordenszeichens an Andreas Alföldi (rechts)
am 14. März 1973
durch den deutschen Generalkonsul in New York
Dr. Harald Graf v. Posadowsky-Wehner (links).

Überreichung des Ordenszeichens an Sir Hans Adolf Krebs
während der Kapitelsitzung im Bundespräsidialamt Bonn am 28. Mai 1973.

Links: Sir Hans Adolf Krebs, rechts: Kurt Bittel.

Überreichung des Ordenszeichens an Sir Hans Adolf Krebs
während der Kapitelsitzung im Bundespräsidialamt Bonn am 28. Mai 1973.

Von links nach rechts:
Sir Hans Adolf Krebs, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Franz Wieacker, (vor ihm Hugo Friedrich, sitzend; hinter ihm Theodor
Eschenburg, Walter Rossow), Walther Gerlach, Rudolf
Hillebrecht (im Hintergrund).

Aushändigung des Ordenszeichens an Henry Moore (Mitte)
am 5. Juli 1973 in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London
durch den deutschen Botschafter Karl-Günther v. Hase.

Während der internen Ordenstagung in Trier
überreichte der Ordenskanzler die Ordensinsignien an

(von links nach rechts):
Manfred Eigen, Hans Erich Nossack, Maria Wimmer,
Helmut Coing (rechts), neben ihm Ordenskanzler Kurt Bittel.

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

Stand: 30. April 1974

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
1970: Altmitglied	
GERHARD MARCKS IN KÖLN	BILDHAUER
1972: Altmitglied	
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
KARL SCHMIDT-ROTTLUFF IN BERLIN	MALER UND GRAPHIKER
1970: Altmitglied	
WERNER HEISENBERG IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HANS KIENLE IN HEIDELBERG	ASTRONOM
1968: Zweiter Vizekanzler des Ordens	
HANS ROTHFELS IN TÜBINGEN	HISTORIKER
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
WOLFGANG SCHADEWALDT IN TÜBINGEN	KLASSISCHER PHILOLOGE
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN	MATHEMATIKER
1972: Altmitglied	

Rudolf Hillebrecht in Hannover	Architekt und Städteplaner

1971: Erster Vizekanzler des Ordens

Hans Wimmer in München	Bildhauer
Kurt Bittel in Heidenheim	Archäologe

1971: Kanzler des Ordens

Marie Luise von Kaschnitz in Frankfurt	Schriftstellerin
Theodor Eschenburg in Tübingen	Politologe
Kurt Mothes in Halle a. d. Saale	Biochemiker
Rudolf Bultmann in Marburg	Theologe

1970: Altmitglied

Hugo Friedrich in Freiburg i. Br.	Romanischer Philologe
Konrad Lorenz in Seewiesen	Zoologe
Franz Wieacker in Göttingen	Rechtshistoriker
Walther Gerlach in München	Physiker
Karl Rahner in Münster	Theologe
Hans-Georg Gadamer in Heidelberg-Ziegelhausen	Philosoph
Rolf Gutbrod in Stuttgart	Architekt
Feodor Lynen in München	Chemiker
Theodor Schieder in Köln	Historiker
Walter Rossow in Berlin	Gartenarchitekt und Landschaftsplaner
Fritz Winter in Diessen	Maler
Helmut Coing in Frankfurt	Rechtsgelehrter
Manfred Eigen in Göttingen	Chemiker
Hans Erich Nossack in Hamburg	Schriftsteller
Maria Wimmer in München	Schauspielerin

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

Stand: 30. April 1974

Sarvepalli Radhakrishnan in New Delhi, Indien	Religionsphilosoph
Etienne Gilson in Vermenton (Yonne), Frankreich	Philosoph
Bernhard Karlgren in Stockholm, Schweden	Sinologe
Oskar Kokoschka in Villeneuve/Vaud, Schweiz	Maler
Thornton Wilder in Hamden, Conn., USA	Dichter
Charles Huggins in Chicago, USA	Mediziner
François-Louis Ganshof in Brüssel, Belgien	Historiker
Albert Defant in Innsbruck-Hötting, Österreich	Geophysiker
André Jean Festugière in Paris, Frankreich	Religionswissenschaftler
André Grabar in Paris, Frankreich	Kunsthistoriker
Sir James Chadwick in Cambridge, England	Physiker

Georg Ostrogorsky in Belgrad, Jugoslawien	Byzantinist
Emil Staiger in Zürich, Schweiz	Literaturwissenschaftler
Lord Alexander Todd in Cambridge, England	Chemiker
Hideki Yukawa in Kyoto, Japan	Physiker
Carl Zuckmayer in Saas-Fee, Wallis, Schweiz	Schriftsteller
Marino Marini in Mailand, Italien	Bildhauer und Graphiker
Alvar Aalto in Helsinki-Munkkiniemi, Finnland	Architekt
Stephan Kuttner in New Haven, USA	Kanonist
Albin Lesky in Wien, Österreich	Klassischer Philologe
Andreas Alföldi in Princeton, USA	Althistoriker
Sir Hans Adolf Krebs in Iffley, Oxford, England	Biochemiker
Henry Moore in Much Hadham, England	Bildhauer
Golo Mann in Kilchberg, Schweiz	Schriftsteller und Historiker
Raymond Aron in Paris, Frankreich	Soziologe
Bartel Leender van der Waerden in Zürich, Schweiz	Mathematiker

Nach dem 31. Dezember 1971 sind verstorben

Erich Kaufmann	5. November 1972
Paul Schmitthenner	11. November 1972
Gyula Moravcsik	10. Dezember 1972
Otto Klemperer	6. Juli 1973
Karl Ziegler	11. August 1973
Artturi Virtanen	11. November 1973
Carl J. Burckhardt	4. März 1974

BILDNACHWEIS

Prof. Dr. Sir Cecil Maurice Bowra: Alan S. Marshall, Oxford, 79, Chiswick High Road, W. 4 17

Prof. Dr. Walther von Wartburg: Unbekannt 29

Prof. Dr. Gerhard von Rad DD: Unbekannt 43

Prof. Dr. Erich Kaufmann: Bundesbildstelle, Bonn 87

Prof. Dr.-Ing. E. h. Paul Schmitthenner: Bundesbildstelle, Bonn 97

Prof. Dr. Gyula Moravcsik: Unbekannt 105

Zwischentagung in Konstanz: Foto Siegfried Lauterwasser, 7770 Überlingen/Bodensee 187

Ordenstagung Bonn 1972: Bundesbildstelle, Bonn . . . . 188 – 189

Ordenstagung Bonn 1973: Bundesbildstelle, Bonn . . . . 190 – 192

Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Albin Lesky: Siegfried Lauterwasser, 7770 Überlingen/Bodensee 193

Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Artturi Virtanen: Pressefoto Helsinki 194

Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Andreas Alföldi: Eli Attar, 425 Seventh Avenue, New York, N. Y. 10001 195

Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. Sir Hans Adolf Krebs: Bundesbildstelle, Bonn . . . . . 196 – 197

Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dres. h. c. Henry Moore: The Sport and General Press Agency, 68 Exmouth Market, London E. C. 1 198

Übergabe der Ordenszeichen an Prof. Dr. Helmut Coing, Prof. Dr. Manfred Eigen, Hans Erich Nossack und Maria Wimmer: Bundesbildstelle, Bonn 199

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1972

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Kurt Bittel 7

Sir Cecil Maurice Bowra. Gedenkworte von Albin Lesky 15

Walther von Wartburg. Gedenkworte von Hugo Friedrich . . 27

Gerhard von Rad. Gedenkworte von Karl Rahner, S.J. 41

Konrad Lorenz: Die Naturwissenschaft vom menschlichen Geiste 51

Carl Zuckmayer: Aus seinem neuen Werk (noch nicht vollendet) »Der Rattenfänger« 63

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1973

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Kurt Bittel 77

Erich Kaufmann. Gedenkworte von Theodor Schieder 85

Paul Schmitthenner. Gedenkworte von Gerhard Marcks 95

Gyula Moravcsik. Gedenkworte von Albin Lesky 103

Theodor Eschenburg: Die Entscheidung der Weimarer Nationalversammlung über den Versailler Friedensvertrag im Juni 1919 111

Aus der Chronik des Ordens (1972 und 1973) 137

1. Zuwahlen 1972 und 1973 139

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Albin Lesky 141
Artturi Virtanen 143
Walter Rossow 144
Fritz Winter 149
Andreas Alföldi 150
Sir Hans Adolf Krebs 151
Henry Moore 152
Helmut Coing 153
Manfred Eigen 156
Hans Erich Nossack 162
Maria Wimmer 165

3. Tagungsberichte 1972

Zwischentagung in Konstanz 1972 169
Ordenstagung in Bonn 1972 170
Zwischentagung in Karlshafen 1972 177

Tagungsberichte 1973

Ordenstagung in Bonn 1973 179
Zwischentagung in Trier 1973 183

4. Bildteil

Zwischentagung in Konstanz 1972 187
Ordenstagung in Bonn 1972 188–189
Ordenstagung in Bonn 1973 190–192

Übergabe der Ordenszeichen an

Albin Lesky 193
Artturi Virtanen 194
Andreas Alföldi 195
Sir Hans Adolf Krebs 196–197
Henry Moore 198
Helmut Coing 199
Manfred Eigen 199
Hans Erich Nossack 199
Maria Wimmer 199

Mitglieder des Ordens (Stand 30. April 1974) 201
Bildnachweis 209

© 1974 · Verlag Lambert Schneider · Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung: Graphische Werkstätten Kösel, Kempten (Allgäu)